P
543
D38
1884

3 1761 06176719 0

in Breslau

3,00
– 60
M 3,60

Presented to the
LIBRARY *of the*
UNIVERSITY OF TORONTO
by

Victoria University

A. J. Bell
Cobbury.

BIBLIOTHEK

INDOGERMANISCHER GRAMMATIKEN

BEARBEITET VON

F. BÜCHELER, B. DELBRÜCK, H. HÜBSCHMANN, A. LESKIEN,
G. MEYER, E. SIEVERS, H. WEBER, W. D. WHITNEY, E. WINDISCH.

BAND IV.

EINLEITUNG IN DAS SPRACHSTUDIUM. EIN BEITRAG ZUR GESCHICHTE UND METHODIK DER VERGLEICHENDEN SPRACHFORSCHUNG

VON B. DELBRÜCK.

ZWEITE AUFLAGE.

LEIPZIG,

DRUCK UND VERLAG VON BREITKOPF & HÄRTEL.

1884.

EINLEITUNG

IN DAS

SPRACHSTUDIUM

EIN BEITRAG

ZUR GESCHICHTE UND METHODIK DER VERGLEICHENDEN SPRACHFORSCHUNG

VON

B. DELBRÜCK.

ZWEITE AUFLAGE.

LEIPZIG,

DRUCK UND VERLAG VON BREITKOPF & HÄRTEL.

1884.

P
543
D38
1884

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Vorrede.

Der Charakter der vorliegenden Schrift wird wesentlich durch den Umstand bestimmt, dass dieselbe, nach der Absicht des Verfassers, dazu dienen soll, das Studium der im Verlage von Breitkopf & Härtel erscheinenden Grammatiken, und damit zugleich das Verständniss der vergleichenden Sprachforschung in ihrer neuesten Gestalt zu erleichtern.

Das Gebiet dieser »Einleitung« erstreckt sich nicht weiter als das Gebiet jener Grammatiken. Wo immer auf den folgenden Bogen von Sprache, Sprachentwickelung, lautlichen Gesetzen u. s. w. die Rede ist, soll immer nur indogermanische Sprache, indogermanische Sprachentwickelung u. s. w. verstanden werden. Auf ausserhalb der indogermanischen Grenzen liegende Fragen, wie z. B. diejenigen, welche die allgemeine Sprachwissenschaft stellt, einzugehen, habe ich um so weniger Veranlassung genommen, als in der That der Einfluss der philosophischen Sprachforschung auf die von Bopp begründete Wissenschaft stets gering gewesen ist, und noch heute sehr gering ist. Auch in der Beschränkung auf die Laut- und Flexionslehre bin ich den Grammatiken gefolgt, bekenne aber, dass ich diese Entsagung vielleicht nicht geübt haben würde, wenn ich nicht so eben in dem vierten Bande meiner syntaktischen Forschungen (Die Grundlagen der griechischen Syntax, Halle 1879) gezeigt hätte, in welcher Weise nach meiner Ansicht die vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen zu behandeln ist.

Die hiermit dem Publikum vorgelegte Schrift zerfällt in einen erzählenden und einen erörternden Theil. In dem ersteren wird die Entwickelung der Sprachwissenschaft von

Bopp bis heute in grossen Zügen geschildert, und zwar mit der Absicht, klar zu machen, wie sich die Probleme, welche uns heute besonders beschäftigen, aus dem Vorhergehenden natürlich entwickelt haben, in dem zweiten werden die hauptsächlichsten dieser Probleme besprochen. In dem fünften Kapitel (die Agglutinationstheorie) habe ich mich skeptischer und zurückhaltender ausgesprochen, als früher von mir geschehen ist. Ich habe aber geglaubt, meine jetzigen Ansichten nicht unterdrücken zu sollen, weil sie langsam in mir gereift sind, und ich nicht glaube, dass ich diese Dinge jemals wieder zuversichtlicher ansehen werde. In dem sechsten Kapitel (die Lautgesetze) hoffe ich gezeigt zu haben, dass die Einigkeit unter den Vertretern verschiedener Richtungen grösser ist, als der ferner stehende Beobachter glauben sollte, und auch grösser, als vielleicht manchem der Betheiligten zum Bewusstsein gekommen ist. Alle diese Erörterungen, ebenso wie der historische Theil (Kapitel I—IV) und das siebente Kapitel (über die Völkertrennungen) sind nicht für den engen Kreis meiner Fachgenossen, sondern wesentlich für diejenigen geschrieben, welche aus der vergleichenden Sprachforschung kein Specialstudium machen. Aus diesem Grunde ist auch die überreiche sprachwissenschaftliche Literatur zwar so gut es mir gelingen wollte benutzt, aber nur zu einem geringen Theile citiert worden.

Endlich gestatte man mir noch ein Wort über meine Beurtheilung der jetzt lebenden Gelehrten. In der Charakteristik verstorbener Grössen wie Bopp und Schleicher habe ich mir keine Zurückhaltung auferlegt, Lebenden gegenüber ebenso zu verfahren, erschien mir unschicklich. Ich habe desshalb nirgend versucht, ein Gesammtbild der Eigenthümlichkeit und Thätigkeit eines lebenden Sprachforschers zu entwerfen, während ich mich nicht gescheut habe, zu den einzelnen Ansichten der Zeitgenossen Stellung zu nehmen. Dies bitte ich diejenigen Leser bedenken zu wollen, welche etwa meinen sollten, dass einem oder dem anderen der jetzt lebenden hervorragenden Forscher von mir nicht Genüge geschehen sei.

Jena, 20. August 1880.

B. Delbrück.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Ich habe mit Dank anzuerkennen, dass die erste Auflage dieser Schrift im Ganzen eine freundliche Aufnahme gefunden hat. Namentlich hat es mich gefreut, von Gelehrten, auf deren Urtheil ich grossen Werth lege, zu vernehmen, dass sie meine Beurtheilung der Grössen unserer Wissenschaft im Wesentlichen treffend und gerecht fänden. Durch diese Äusserungen fühlte ich mich zu dem Gedanken ermuthigt, die Kapitel 1—4 zu einer Geschichte der grammatischen Studien zu erweitern, und dadurch einen Hintergrund zu gewinnen, auf dem sich die Arbeiten der Bopp Grimm Pott und anderer eindrucksvoller abheben könnten, als es in der jetzt vorliegenden Darstellung geschieht. Auch der zweite systematische Theil, dessen nothwendig subjective Färbung mir von Anfang an nicht entgangen ist, hätte in manchen Partieen einer Umarbeitung bedurft. Indessen habe ich von diesen Plänen für jetzt zu meinem Bedauern absehen müssen, weil ich durch einen Zufall erst viel zu spät erfuhr, dass die erste Auflage so gut wie vergriffen sei. So habe ich denn nur zu einer Revision des Ganzen Zeit gefunden, bei welcher natürlich auch die mir bekannt gewordenen Recensionen (unter denen ich namentlich die umfängliche von d'Ovidio in der Rivista di Filologia e d'Istruzione Classica X, fasc. 5—6 mit Dank hervorhebe) benutzt worden sind.

Die wichtigeren Veränderungen, welche ich vorgenommen habe, dürften die folgenden sein. In dem Kapitel über Schleicher ist der Schlusspassus (Seite 53) derart verändert worden, dass die hohe Verehrung, die ich gegen diesen ausgezeich-

neten Gelehrten empfinde, deutlicher hervortritt, als es in der ersten Fassung geschieht. Auf Seite 118 habe ich einer Bemerkung Whitney's Rechnung getragen, welcher in den Proceedings of the fourteenth annual session of the American Philological Association (held in Cambridge Mass. July 1882) pag. XVII mit Recht tadelt, dass ich seine Ansicht über die Gründe der Veränderung in den Sprachen nicht zutreffend wiedergegeben und beurtheilt habe. Zugleich habe ich meine Ansicht, dass ausser dem »Princip der Ersparung der Arbeit« auch andere Gründe der Sprachveränderung, namentlich auch ein ästhetischer anzuerkennen sei, mit einigen Worten begründet. Auf Seite 121 habe ich zu Ascoli's Lettera glottologica Torino 1881 Stellung genommen. In dem Kapitel über die Völkertrennungen ist genauer angegeben worden, wie sich J. Schmidt's und Leskien's Ansichten zu einander verhalten. Endlich ist ein kurzes Schlusswort hinzugekommen.

Jena, Februar 1884.

B. Delbrück.

Inhalts-Übersicht.

I. Historischer Theil, Kap. 1—4.

Erstes Kapitel: Franz Bopp 1—26.

1. Bopp's Ansichten über die Entstehung der Flexion 3—16. Bopp schliesst sich zuerst an Fr. Schlegel an. Dessen Theorie 3—5. Bopp's Theorie in ihrer ersten Fassung 5—9. Bopp's Theorie in ihrer zweiten Fassung 9—12. Die dritte und endgültige Fassung 12—15.

2. Bopp's Verfahren bei der Vergleichung gegebener Sprachen 16—24. Ist Bopp's Anschauungsweise naturwissenschaftlich? Allgemeine Ansichten desselben über die Sprache 16—19. Die Lautgesetze nach Bopp'scher Auffassung und zwar a) die mechanischen (d. i. das Gravitätsgesetz) 19—20; b) die physischen 20—23. Die Mängel der Bopp'schen Lautlehre. Sie treten besonders stark bei der Behandlung nicht-indogermanischer Sprachen hervor 23—24. Zusammenfassendes Urtheil über Bopp 25—26.

Zweites Kapitel: Bopp's Zeitgenossen und Nachfolger bis auf August Schleicher 26—40.

Wilhelm v. Humboldt 26—27. A. W. v. Schlegel 27—31. Schlegel's Stellung zu Bopp 28. Lassen's Recension 30. Jacob Grimm 31—34. A. F. Pott 34—35. Th. Benfey 35—36. Entwickelung der Sprachwissenschaft bis auf Schleicher 36—40. Fortschritte in der Kenntniss 36—38, in der Methode 38—39.

Drittes Kapitel: August Schleicher 40—54.

Einfluss Hegel's 40—42, der Naturwissenschaften 42—44. Schleicher's Arbeiten 44—45. Seine Ansichten verglichen mit denen Bopp's 45—47. Die Schleicher'sche Ursprache 48—53. Allgemeine Würdigung 53—54.

Viertes Kapitel: Neue Bestrebungen 54—61.

Neue Bestrebungen zeigen sich an folgenden Punkten: 1) Das Interesse für die Geschichte der Flexion (die Entstehung der Formen in den Urzeiten der Ursprache) wird geringer 56. 2) Man wird sich bewusst, dass in den Einzelsprachen keine Zusammensetzung ungeformter Sprachelemente stattfindet 57. Dadurch wird das Princip der Analogie wichtiger 57. 3) Die Anforderungen an die Lautgesetze werden strenger. Es entsteht die Ansicht, dass die Lautgesetze keine Ausnahmen leiden 60. Auch hierdurch wird die Aufmerksamkeit besonders auf die Analogiebildungen hingelenkt 60. Wichtigkeit moderner Sprachen 60—61.

II. Theoretischer Theil, Kap. 5—7.

Fünftes Kapitel: Die Agglutinationstheorie 61—101.

Die beiden neben der Bopp'schen bestehenden Theorien, und zwar a) die Evolutionstheorie in der Gestalt, welche ihr Westphal gegeben hat 62—66; b) die Adaptationstheorie Ludwig's 66—70 werden für unwahrscheinlich erklärt. Für die Theorie Bopp's spricht die Analogie anderer Sprachen 71—72. Dadurch wird die Agglutinationstheorie im Princip empfohlen. Es folgt die Discussion des Einzelnen, und zwar: 1) die Wurzeln 73—85; 2) das Nomen 85—92; 3) das Verbum 92—99. Unterscheidung verschiedener Perioden der Ursprache 99—100. Ascoli's Hypothese 100. Schlussbetrachtung 100—101.

Sechstes Kapitel: Die Lautgesetze 102—130.

Übersicht über die Ansichten von G. Curtius. Dabei treten drei Begriffe hervor: 1) das Lautgesetz, 2) die Analogie, 3) der Einfluss des Sinnes auf den Laut. Sie werden in umgekehrter Reihenfolge besprochen, also:

1) Der Einfluss des Sinnes auf die Konservierung des Lautes 106—107.

2) Die Wirkungen der Analogie 107—112. Abgrenzung des Gebietes 107—108. Eintheilung 108—111. Praktische Aufgaben 111—112.

3) Die Lautgesetze 113—130. Bestimmung des Begriffes Lautwandel an sich 113—114. Die Gesetzmässigkeit des Lautwandels an sich kann induktiv nicht erwiesen werden 115—116. Darum wird eine Lösung des Problems auf deduktivem Wege unternommen 116—130. Aus welchen Gründen verändern sich die Laute? nach Curtius, Whitney, Osthoff 116—119. Allgemeine Fassung im Anschluss an Benfey 119—121. Von dieser Auffassung aus wird gezeigt: 1) wie eine Sprache sich in Dialekte spalten kann 121—122 (dazu: über Mischsprachen 122 Anm.); 2) eine wie grosse Gleichmässigkeit man innerhalb des Dialekts erwarten kann 123—129. Es sind Schwankungen während eines Übergangszustandes anzunehmen 123—125, aber keine dauernden Ungleichmässigkeiten in der Behandlung der Laute 125—129. Zusammenfassende Betrachtung über den Begriff und Werth der Lautgesetze 129—130.

Siebentes Kapitel: Die Völkertrennungen 131—140.

Bopp's Ansicht 131—133. Die Stammbaumtheorie 133—135. Die Wellentheorie 135—137. Jetziger Stand der Frage 137—140.

Schlussbetrachtung.

Erstes Kapitel.

Franz Bopp.

Als der Begründer der vergleichenden Sprachforschung Franz Bopp (geb. 1791) sich mit dem Sanskrit zu beschäftigen anfing, war die Behauptung, dass die Sprache der Brahmanen mit den Sprachen Europas, namentlich dem Griechischen und Lateinischen nahe verwandt sei, schon wiederholt ausgesprochen und durch eine Reihe von Belegen erhärtet worden. Namentlich hatte William Jones, der erste Präsident einer in Calcutta zur Erforschung Asiens gestifteten Gesellschaft, sich über diesen Punkt schon 1786 folgendermassen geäussert: »Die Sanskritsprache ist von bewunderungswürdiger Bildung, vollkommener als das Griechische, reicher als das Lateinische, feiner ausgebildet als beide. Sie steht zu beiden, sowohl was die Wurzeln der Verba als was die grammatischen Formen betrifft, in einer Verwandtschaft, die so nahe ist, dass sie nicht durch den Zufall erzeugt sein kann, und so entschieden, dass jeder Philologe, der die drei untersucht, zu dem Glauben kommen muss, dass sie aus derselben Quelle entsprungen seien, die vielleicht nicht mehr vorhanden ist. Ähnliche Gründe, wenn auch nicht so zwingender Art, sprechen für die Annahme, dass das Gothische und Keltische, ob auch mit fremden Sprachen gemischt, denselben Ursprung gehabt haben, wie das Sanskrit« (vgl. Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft, Seite 348). Im Wesentlichen übereinstimmend, aber in einem Punkte weniger correct lauten die Sätze, mit denen Friedrich Schlegel sein berühmtes Buch über die Sprache und Weisheit der Indier

(Heidelberg 1808) eröffnet: »Das alte indische Sanskrito, d. h. die gebildete oder vollkommne, auch Gronthon d. h. die Schrift- oder Büchersprache, hat die grösste Verwandtschaft mit der römischen und griechischen so wie mit der germanischen und persischen Sprache. Die Ähnlichkeit liegt nicht bloss in einer grossen Anzahl von Wurzeln, die sie mit ihnen gemein hat, sondern sie erstreckt sich bis auf die innerste Struktur und Grammatik. Die Übereinstimmung ist also keine zufällige, die sich aus Einmischung erklären liesse, sondern eine wesentliche, die auf gemeinschaftliche Abstammung deutet. Bei der Vergleichung ergiebt sich ferner, dass die indische Sprache die ältere sei, die andern aber jünger und aus jener abgeleitet.« Man kann also nicht sagen, dass Bopp der Entdecker der indogermanischen[1]) Sprachgemeinschaft sei, wohl aber gebührt ihm das Verdienst, dasjenige, was Jones, Schlegel u. a. geahnt und behauptet hatten, durch eine systematische, von den Formen des Verbums anhebende und von da allmählich über die ganze Sprache sich ausdehnende Vergleichung für alle Zeiten erwiesen zu haben.

Zweifelsohne wird die Zukunft in diesem Nachweis die epochemachende Leistung des Bopp'schen Genius erblicken, aber ebenso zweifellos ist, dass Bopp selber von Anfang an nicht auf die Vergleichung, sondern auf die Erklärung der Formen ausging, und dass ihm die Vergleichung nur ein Mittel zur Erreichung dieses Hauptzwecks gewesen ist. Er begnügte sich also (um es an einem Beispiel deutlich zu machen) nicht mit der für die Lautlehre aller einzelnen Sprachen so folgenreichen Erkenntniss, dass *ásmi* εἰμί *sum im jesmĭ* im Grunde sämmtlich eine und dieselbe Form sind, sondern es lag ihm in erster Linie daran zu ermitteln, aus welchen Elementen diese Form entstanden sei. Nicht die Vergleichung fertiger Sprachformen, sondern die Einsicht in die Entstehung der Flexion war das wesentliche Ziel seiner Arbeit.

Dass es sich in der That so verhält, ist von älteren wie neueren Beurtheilern Bopp's hinreichend hervorgehoben worden. Es genüge an dieser Stelle auf das bekannte Urtheil von Bopp's Lehrer Windischmann zu verweisen, wonach

---

[1]) Ich brauche die (von Klaproth aufgebrachte?) Bezeichnung »indogermanisch«, weil sie, so viel ich übersehen kann, in Deutschland die geläufigste ist.

Bopp's Absicht von Anfang an darauf gerichtet gewesen sei, »auf dem Wege der Sprachforschung in das Geheimniss des menschlichen Geistes einzudringen, und demselben etwas von seiner Natur und von seinem Gesetz abzugewinnen«, und sodann eine Äusserung von Th. Benfey zu citiren, welche so lautet: »Ich würde demnach als die eigentliche Aufgabe dieses grossartigen Werkes [der vergleichenden Grammatik] die Erkenntniss des Ursprungs der grammatischen Formen der indogermanischen Sprachen betrachten; die Vergleichung derselben eigentlich nur als Mittel zur Erreichung dieses Zweckes — als Nachweisung ihrer Grundformen —; die Erforschung der Lautgesetze endlich als Hauptmittel der Vergleichung, als die einzig sichere Grundlage für den Erweis des Verwandten, speciell der Grundformen« (Gesch. d. Sprachw. 476).

Unter diesen Umständen halte ich es für das Richtige, zuerst über Bopp's Ansicht von der Entstehung der Flexion und erst dann über seine Methode der Vergleichung zu berichten.

I. Bopp's Ansichten über die Entstehung der Flexion.

Die Bopp'schen Theorien über die Genesis der indogermanischen Sprachformen sind nicht etwa (wie man annehmen könnte) das reine Ergebniss seiner grammatischen Analyse, sondern sie gehen zu einem sehr wesentlichen Theile auf ältere Anschauungen und Vorurtheile zurück. Unter diesen spielt die Theorie Friedrich Schlegel's, welche in der schon angeführten Schrift über die Sprache und Weisheit der Indier vorgetragen wird, eine wesentliche Rolle. Es scheint also gerathen, den Leser zunächst über diese zu orientiren.

Nach Friedrich Schlegel giebt es zwei Hauptgattungen von Sprachen, nämlich erstens solche, welche die Nebenbestimmungen der Bedeutung durch innere Veränderung des Wurzellautes anzeigen, und zweitens solche, welche zu diesem Zwecke eigene Wörter hinzufügen, die schon an und für sich Mehrheit, Vergangenheit, ein zukünftiges Sollen oder andere Verhältnissbegriffe der Art bedeuten. Die erste Hauptgattung umfasst die Flexionssprachen. Schlegel versteht also unter Flexion die innere Veränderung des Wurzellautes. Er bekämpft auf das Entschiedenste die Ansicht, als ob die Flexionsformen durch Anfügung vorher selbständiger Wörter

gebildet seien [1]). »Im Griechischen kann man noch wenigstens einen Anschein von Möglichkeit finden, als wären die Biegungssilben aus in das Wort verschmolzenen Partikeln und Hülfsworten ursprünglich entstanden, obwohl man diese Hypothese nicht würde durchführen können, ohne fast alle jene etymologischen Künste und Gaukeleien zu Hülfe zu nehmen, denen man zuvörderst allen ohne Ausnahme den Abschied geben sollte, wenn man die Sprache und ihre Entstehung wissenschaftlich, d. h. durchaus historisch betrachten will; und kaum möchte sich's auch dann noch durchführen lassen. Beim Indischen aber verschwindet vollends der letzte Schein einer solchen Möglichkeit, und man muss zugeben, dass die Struktur der Sprache durchaus organisch gebildet, durch Flexionen oder innere Veränderungen und Umbiegungen des Wurzellauts in allen seinen Bedeutungen ramificirt, nicht bloss mechanisch durch angehängte Worte und Partikeln zusammengesetzt sei, wo denn die Wurzel selbst eigentlich unverändert und unfruchtbar bleibt« (41). In dieser organischen Beschaffenheit sieht er den wesentlichen Vorzug der Flexionssprachen: »Daher der Reichthum einestheils und dann die Bestandheit und Dauerhaftigkeit dieser Sprachen, von denen man wohl sagen kann, dass sie organisch entstanden seien, und ein organisches Gewebe bilden; so dass man nach Jahrtausenden in Sprachen, die durch weite Länder getrennt sind, oft noch mit leichter Mühe den Faden wahrnimmt, der sich durch den weitentfalteten Reichthum eines ganzen Wortgeschlechtes hinzieht und uns bis zum einfachen Ursprunge der ersten Wurzel zurückführt. In Sprachen hingegen, die statt der Flexion nur Affixe haben, sind die Wurzeln nicht eigentlich das; kein fruchtbarer Same, sondern nur wie ein Haufen Atome, die jeder Wind des Zufalls leicht aus einander treiben oder zusammenführen kann; der Zusammenhang eigentlich kein anderer, als ein bloss mechanischer durch äussere Anfügung. Es fehlt diesen Sprachen im ersten Ursprunge an einem Keim lebendiger Entfaltung« u. s. w. (S. 51).

Fragen wir, wie bei dem geistreichen Manne diese Erklärung der Flexion als einer inneren Veränderung der Wurzel, die uns so sehr der Anschaulichkeit und Deutlichkeit zu ent-

[1]) Vermuthlich hat er bei dieser Bekämpfung die Schule von Lennep und Scheid (s. unten), schwerlich Horne Tooke (über welchen Max Müller, Vorlesungen (deutsche Übers.) I, 210 zu vergleichen ist) vor Augen.

behren scheint, entstanden sei, so ist das wenigstens sofort klar, dass sie nicht aus der Beobachtung unmittelbar entnommen ist (denn wo liesse sich ein solches organisches Wachsthum beobachten?), es lässt sich vielmehr mit Wahrscheinlichkeit darthun, dass sie zunächst nichts ist, als das Widerspiel derjenigen Theorie, welche Schlegel abweisen zu müssen glaubte. Offenbar hatte Schlegel Angesichts der Thorheiten der Lennep, Scheid und Genossen, welche die Sprache in der geistlosesten Weise zerschnitten und auf erträumte Urwurzeln zurückzwangen, in sich die Überzeugung ausgebildet, dass man auf dem Wege der Zerlegung dem Geheimniss der Entstehung der Sprachformen überhaupt nicht nahe kommen könne, und postulirte also im Gegensatz gegen die Theorie, welche sich die Sprache durch Zusammensetzung entstanden dachte, vielmehr die Entwickelung derselben durch organisches Wachsthum, ohne sich dabei von der Art und den Gründen dieses Wachsthums eine deutliche Vorstellung machen zu können. In dieser Anschauungsweise mochte ihn noch eine andere Wahrnehmung bestärken. Ihm war das Verhältniss, welches zwischen der lateinischen und den romanischen Sprachen besteht (das sein Bruder später durch die Ausdrücke synthetisch und analytisch zu fassen suchte) um so merkwürdiger, als er in dem Sanskrit einen gleichsam noch lateinischeren Zustand vorfand, als in dem Lateinischen selber (S. 40). Wenn (so mochte er schliessen) eine Sprache um so weniger Zusammensetzung zeigt, je alterthümlicher sie ist, wie soll man annehmen dürfen, dass die Sprachformen in der ältesten Zeit lediglich durch Zusammensetzung entstanden seien?

Dass Schlegel nun ein solches Wachsthum von innen heraus als »organisch« bezeichnete, und zugleich das organische Wachsen im Gegensatz zu der Zusammensetzung als den höheren und edleren Process auffasste, geschah völlig im Geiste des Philosophen der romantischen Schule, dessen Gedankengang und Ausdrucksweise ihm vertraut war.

Dieser hiermit in der Kürze dargestellten Schlegelschen Theorie schloss sich Bopp in seiner ersten Schrift (Conjugationssystem der Sanskritsprache, 1816), ohne übrigens Schlegel's Namen zu nennen, völlig an. Nur, dass er sie sofort nach einer Richtung hin erweiterte, indem er zu dem Merkmal der inneren Umbiegung der Wurzel noch die Fähigkeit, sich das verbum substantivum einzuverleiben, hin-

zufügt[1]). »Unter allen uns bekannten Sprachen — heisst es S. 7 — zeigt sich die geheiligte Sprache der Indier als eine der fähigsten, die verschiedensten Verhältnisse und Beziehungen auf wahrhaft organische Weise durch innere Umbiegung und Gestaltung der Stammsylbe auszudrücken. Aber ungeachtet dieser bewunderungswürdigen Biegsamkeit gefällt es ihr zuweilen, der Wurzel das verbum abstractum einzuverleiben, wobei sich sodann die Stammsylbe und das einverleibte verbum abstractum in die grammatischen Funktionen des Zeitwortes theilen.« Diese Theilung der Aufgaben lässt sich z. B. am Aorist auf folgende Weise beobachten. In Skr. *açrausham* (ich hörte) bezeichnet *a* die Vergangenheit, in der Steigerung des *u* der Wurzel *çru* zu *au* wird die besondere Modification der Vergangenheit angedeutet, welche dem Aorist eigenthümlich ist, und dem so gebildeten Praeteritum wird das verbum substantivum einverleibt, »so dass, nachdem die Zeitverhältnisse auf reine organische Weise durch innere Umbiegung der Wurzel ausgedrückt wurden, Person und Zahl durch die Abwandlung des angehängten Hülfszeitwortes bestimmt werden« (S. 18). Die Einverleibung des verbum substantivum findet Bopp im Futurum und Aorist des Sanskrit und Griechischen, im Precativ des Sanskrit, in den bekannten Perfect- und Imperfectbildungen des Lateinischen, und (was er später aufgegeben hat) in den Passivendungen derselben Sprache. Eine andere Zusammensetzung als die mit *as* erkennt Bopp in dem Conjugationssystem nicht an. Zwar redet er von Anhängung der »Personskennzeichen« M, S, T, aber er erkennt in diesen Kennzeichen nicht etwa Reste früher selbständiger Worte, bemerkt vielmehr bei anderer Gelegenheit ausdrücklich: »es widerspricht dem Geiste der indischen Sprache, irgend ein Verhältniss durch Anhängung mehrerer Buchstaben auszudrücken, die als ein eigenes Wort angesehen werden können« (S. 30). Den Ursprung dieser Personskennzeichen lässt er in dem Conjugationssystem ebenso im Dunkel, wie den Ursprung des »eingeschobenen« Vocals *ī*, welcher den Potentialis kennzeichnet.

Es würde interessant sein, wenn sich ermitteln liesse,

---

[1]) Nur diese Erklärungsweise kann also Bopp im Auge haben, wenn er Conjug. S. 12 sagt, dass er sich in seinen Bemühungen nirgend auf fremde Autorität stützen könne.

durch welche Überlegungen Bopp zu seiner Modification der Schlegel'schen Definition des Begriffes Flexion gelangt ist. Glücklicherweise bieten die Bopp'schen Schriften dazu hinreichenden Stoff. Um aber die betreffenden Stellen verständlich zu machen, schicke ich ein Wort voraus über die um den Anfang unseres Jahrhunderts übliche Anordnung der Redetheile. Man stand damals ziemlich allgemein unter dem Drucke der Anschauung, dass der Satz ein Abbild des logischen Urtheils sei, und war folglich der Ansicht, dass, wie es drei Theile des Urtheils gäbe, nämlich Subject, Prädicat und Copula, so auch die Zahl der Redetheile nicht grösser und nicht geringer sein könne als drei. Es war natürlich nicht leicht, die überliefertenRedetheile unter drei Abtheilungen zu bringen, und diese Unterordnung gelang nicht ohne Sophistik. So hat z. B. A. F. Bernhardi den Kampf zwischen seiner philosophischen Ansicht und seiner aus der Erfahrung gezogenen Kenntniss nicht besser zu schlichten gewusst, als durch Aufstellung folgender Tabelle:

I. Redetheile:

a. von den Substantivis.
b. von den Attributivis.
aa. von den Adjectivis.
bb. von den Participiis.
cc. von den Adverbiis.
c. von dem Verbo Sein.

II. Redetheilchen:

a. von den Präpositionen.
b. von der Conjunction.
c. von den ursprünglichen Adverbiis.

III. Redetheile und Redetheilchen.

Von den Pronominibus.

Ebenso wie Bernhardi ist Gottfried Hermann überzeugt, dass es nur drei Arten der Redetheile geben könne, und Bopp finden wir in derselben Meinung befangen, wie am deutlichsten aus einer Äusserung in der englischen Umarbeitung seiner Erstlingsschrift Analytical comparison u. s. w. hervorgeht (die ich in der deutschen Übersetzung bei Seebode, Neues Archiv für Philologie und Pädagogik, 2. Jahrgang citire), wo es Heft 3, S. 63 heisst: »Potest vereinigt in sich die drei wesentlichen Redetheile, indem t das Subject ist,

es die Copula und pot das Merkmal.« Dabei ist besonders zu beachten, dass als der dritte Redetheil nicht etwa das Verbum, sondern lediglich das Verbum Sein betrachtet wird. Est enim — sagt Gottfried Hermann, de emendanda ratione graecae grammaticae (Lipsiae 1801) S. 173 — haec verbi vis, ut praedicatum subjecto tribuat atque adjungat. Hinc facile colligitur proprie unum tantummodo esse verbum idque est verbum esse. Caetera enim quaecunque praeter hoc verbum verba reperiuntur, hanc naturam habent, ut praeterquam quod illud esse contineant quo fit ut verba sint, adjunctam habeant etiam praedicati alicujus notationem. Sic 'ire', 'stare' ut aliqua certe exempla afferamus significat 'euntem, stantem esse'. Diese Meinung theilte auch Bopp, wie zur Genüge aus den ersten Worten seines Conjugationssystems erhellt, welche so lauten: »Unter Zeitwort oder Verbum im engsten Sinne ist derjenige Redetheil zu verstehen, welcher die Verbindung eines Gegenstandes mit einer Eigenschaft, und deren Verhältnisse zu einander ausdrückt. Das Verbum, nach dieser Bestimmung, hat für sich gar keine reelle Bedeutung, sondern ist bloss das grammatische Band zwischen Subject und Prädicat, durch dessen innere Veränderung und Gestaltung jene wechselseitigen Verhältnisse angedeutet werden. Es giebt unter diesem Begriffe nur ein einziges Verbum, nämlich das Verbum abstractum, Sein, esse« u. s. w. Da demnach nach Bopp's Ansicht keine Aussage anders zu Stande kommen kann, als durch Mitwirkung des Verbums esse, und da also dasselbe begrifflich genommen jedem von uns so genannten Verbum inhärirt, so müsste Bopp es consequenter Weise natürlich finden, wenn das Verbum *as* auch körperlich und sichtbarlich in jeder Verbalform vertreten wäre. Bopp hat diese Consequenz auch wirklich gezogen in einem höchst merkwürdigen Satze des S. 7 citirten Aufsatzes: »Nach diesen Bemerkungen wird der Leser sich nicht wundern, wenn er in den Sprachen, welche wir jetzt vergleichen, auf andere Verba stösst, welche auf dieselbe Weise wie potest gebildet sind, oder wenn er entdeckt, dass einige Tempora das verbum substantivum enthalten, während andere es abgeworfen oder vielleicht nie gehabt haben. Er wird vielmehr sich geneigt fühlen zu fragen, warum findet sich nicht in allen Temporibus aller Verba dieser zusammengesetzte Bau? und er wird vielleicht das Fehlen des verbum substantivum als eine Art von Ellipse ansehen« (a. a. O. S. 63). Wer diesen sonder-

baren Satz, in welchem mit feiner Wendung dem Leser die Lösung einer Schwierigkeit zugeschoben wird, die dieser füglich von dem Schriftsteller erwarten sollte, recht erwägt, wird gewiss meinem Urtheil beistimmen, wenn ich behaupte, dass Bopp hauptsächlich durch seine unrichtige Ansicht von den drei Redetheilen darauf geführt worden ist, in den gelegentlich auftretenden S indogermanischer Formen das verbum substantivum zu suchen.

Demnach können wir Bopp's älteste Ansicht über die Flexion, wie sie in dem Conjugationssystem hervortritt, bezeichnen als die Verbindung eines Schlegel'schen Aperçu's mit der überlieferten Theorie von den drei Redetheilen.

Einen sehr wesentlichen Fortschritt über diese in dem Conjugationssystem (1816) vorgetragene Fassung finden wir in der schon erwähnten englischen Bearbeitung dieser Schrift (1819), die ich als Analytische Vergleichung citiren will. Der Fortschritt lässt sich kurz dahin zusammenfassen, dass das Princip der Zusammensetzung, welches bisher nur bei der Wurzel *as* zur Geltung kam, überhaupt als das vorwaltende anerkannt wird. Wie Bopp zu dieser Umgestaltung seiner Meinung kam, lässt sich namentlich an seiner Erörterung des Begriffs Wurzel und seiner Hypothese über die Herkunft der Personalendungen des Verbums verfolgen.

Was zunächst den Begriff der Wurzel betrifft, so konnte Bopp den hier ausgesprochenen und später immer festgehaltenen Gedanken, dass alle Wörter auf einsilbige Elemente zurückgehen, der zu seiner Zeit geltenden grammatischen Tradition entnehmen. Denn schon Adelung hatte gelehrt, dass die sämmtlichen Wörter des Deutschen aus einsilbigen Urbestandtheilen, welche den Namen Wurzel führen, entstanden seien (vgl. Adelung, Über den Ursprung der Sprache und den Bau der Wörter, besonders des Deutschen, Leipzig 1781, pag. 16 ff.)[1]. Diese Anschauung fand Bopp

[1] Es ist nicht ohne Interesse, zu sehen, was ein Vorgänger von Adelung, Fulda (Sammlung und Abstammung germanischer Wurzelwörter, Halle 1776) über die Gewinnung der Wurzeln lehrt: »Man nemme einem einzeln Wort seine grammatischen Verrichtungen, prae- und suffixa verbalia, nominalia, generis, numeri, casus, personae, temporis. Man werffe, wo vornen oder hinden zwen Consonanten beisammen stehen, den vordersten und hindersten weg: die Wurzel wird, ohne etwas von ihrem Hauptverstand zu verlieren, eine einzele Sylbe werden« (a. a. O. pag. 59).

auch bei der Prüfung der indischen Wurzelverzeichnisse bestätigt, welche ihm in der Ausgabe von Carey und Wilkins bekannt wurden (vgl. A. W. v. Schlegel, Indische Bibliothek I, 316 und 335). Er formulirte seine Ansicht darüber in der Analytischen Vergl. so: »Der Charakter der sanskritischen Wurzeln ist nicht zu bestimmen nach der Zahl der Buchstaben, sondern nach der Zahl der Silben, deren sie nur eine enthalten, sie sind alle einsilbig, einige wenige ausgenommen, von denen mit Recht vermuthet werden darf, dass sie nicht primitiv seien« (vgl. auch A. W. v. Schlegel a. a. O. 336). Was aber von den sanskritischen Wurzeln galt, nahm Bopp auch für die Wurzeln der verwandten Sprachen an, so dass er den Satz aussprach: »dass die Wurzeln im Sanskrit und den damit verwandten Sprachen einsilbig sind«.

Neben dieser Auffassung der Wurzel musste nun freilich der Schlegel'sche Begriff der Flexion sehr bedenklich erscheinen. Denn wie viel lässt sich schliesslich an einer einsilbigen Wurzel (zumal wenn, wie der Augenschein lehrt, die Consonanten unangetastet bleiben) innerlich umbiegen und gestalten? Die Vorstellung von der Einsilbigkeit der Wurzel musste nothwendig den Gedanken der Zusammensetzung in der Flexion stärken, und es ist daher nicht zu verwundern, dass Bopp's Polemik gegen Schlegel gerade von diesem Punkte aus begann. Wir finden die Polemik namentlich in folgendem Satze ausgesprochen: »Wenn wir — sagt Bopp a. a. O. 59 — irgend einen Schluss ziehen können aus der Thatsache, dass die Wurzeln einsilbig sind im Sanskrit und den damit verwandten Sprachen, so ist es der, dass diese Sprachen nicht mit besonderer Leichtigkeit grammatische Modificationen durch Veränderung ihres ursprünglichen Stoffes, ohne Hülfe fremder Zusätze ausdrücken können. Wir müssen erwarten, dass in dieser Familie von Sprachen das Princip der Zusammensetzung auf die ersten Grundlagen der Sprache sich erstrecken werde, als die Personen, Tempora des Verbi und Casus der Nomina u. s. w. Dass dieses wirklich der Fall sei, hoffe ich in dieser Abhandlung beweisen zu können, gegen die Meinung eines berühmten deutschen Schriftstellers, welcher glaubt, dass die grammatischen Formen des Sanskrit und der damit verwandten Sprachen bloss in Abbiegungen oder inneren Modificationen der Wörter bestehen«.

Noch wichtiger ist der zweite Punkt, nämlich die in der analytischen Vergleichung auftretende Hypothese von der

Herkunft der Personalsuffixe aus den Personalpronominibus. Die Stelle, in welcher diese Hypothese zuerst ausgesprochen worden ist, ist so interessant, dass ich sie ganz mittheile. Sie lautet: »Fr. Schlegel lässt die Bezeichnung der Personen des Verbi im Sanskrit und in den Sprachen desselben Ursprungs durch Abbiegung entstehen, aber Scheidius zeigt sehr befriedigend, wenigstens in Rücksicht des Pluralis, dass selbst die griechischen Verba mit der Wurzel zusammengesetzte Pronomina gebrauchen, um die verschiedenen Personen anzuzeigen. In Hinsicht des Singularis würde er weit besseren Erfolg gehabt haben, wenn er sich nicht auf die corrumpirte Form auf ω beschränkt hätte, deren dritte Person im Präsens auf ει endigt, wo ich kein einverleibtes Pronomen finden kann; — sondern seinen Blick auf die Form in μι gewandt hätte, deren dritte Person im dorischen Dialekte sich auf τι endigt. Scheidius begeht noch einen anderen Fehler, nämlich, dass er, indem er von den Pronominibus spricht, beim Nominativ stehen bleibt, während die rohe Form der Nomina besser aus den Casibus obliquis abgenommen werden kann. Auf diesem Wege ist es leicht, zu entdecken, dass το die Wurzelform des griechischen Artikels ist, welcher ursprünglich nichts mehr ist, als ein Pronomen der dritten Person, und als solches im Homer gebraucht ist. Dieses το, des Endvocals beraubt, wird ein wesentlicher Bestandtheil der Verba in ihrer dritten Person Singularis Dualis und Pluralis wie δίδοτι (so) δίδοτον δίδοντι. Ich zweifle nicht, dass sich erweisen lasse, wenigstens mit ebenso viel Wahrscheinlichkeit, als bei den arabischen, dass auch die sanskritischen Verba ihre Personen durch Zusammensetzung der Wurzel mit den Pronominibus bilden, über welchen Gegenstand ich am gehörigen Orte einige Bemerkungen aufstellen werde« (a. a. O. S. 60). Im Verlaufe dieser Abhandlungen hat Bopp aber zu diesen in Aussicht gestellten Bemerkungen nicht mehr Gelegenheit gefunden, sondern äussert nur noch: »Im Präsens werden die Pronominal-Consonanten M, S, T des Singularis und der dritten Person Pluralis mit einem kurzen *i* ausgesprochen« (S. 64), woraus folgt, dass ihm damals die später von ihm behauptete Entstehung von *mi* aus *ma* u. s. w. noch nicht klar geworden war.

In dieser Ausführung nimmt vor Allem die Berufung auf Scheidius, der schon »sehr befriedigend« das Princip der Zusammensetzung festgestellt habe, unsere Aufmerksamkeit

in Anspruch. Gemeint ist die längere Erörterung in L. C. Valckenarii observationes acad. et Jo. Dan. a Lennep praelectiones academicae rec. Everardus Scheidius (Trajecti ad Rhenum 1790) pag. 275 ff. Indem ich es dem Leser überlasse, sich an den etymologischen Spielereien im Einzelnen zu vergnügen, führe ich nur diejenigen Worte Scheid's an, welche für die principielle Seite von Interesse sind. Sie lauten so: »Memini equidem, quum ante hos octodecim, et quod excurrit, annos, contubernio fruerer viri summi, quem honoris caussa nomino, Joannis Jacobi Schultensii, inter familiares sermones, quibus de linguarum indole agebatur, narrare Schultensium, virum suavissimum et harum rerum elegantissimum arbitrum, Lennepio placuisse, ut, quemadmodum in verbis orientalium, adformantes, quae dicuntur, temporis praeteriti proprie essent syllabae literaeve, a pronominibus antiquis quasi resectae: ita et in Graecorum verborum temporibus personisque eadem fuisset sermonis ratio«.

Wir sehen aus dieser Stelle, dass Bopp's Auffassung der Personalendungen schliesslich durch die hebräische Grammatik angeregt worden ist.

Wird nun das Princip der Zusammensetzung auf diese Weise empfohlen, so ist es kein Wunder, wenn es auch noch an andern Stellen, als in den mit *as* zusammengesetzten Temporibus und den Personalsuffixen zur Geltung kommt, so namentlich bei dem Optativ, dessen *ī* zuerst in der Anal. Vergl. S. 71 als das Verbum »wünschen, verlangen« aufgefasst wird. Von wirklichen Abbiegungen im Schlegel'schen Sinne erkennt Bopp in der »Analytischen Vergleichung« nur noch an: gewisse Veränderungen der Vocale (so das *ai* des Mediums, das er noch nicht, wie später, aus Zusammensetzung erklärte) und die Reduplication (a. a. O. S. 60).

Zu diesen zwei Formulirungen der Bopp'schen Ansicht, wie sie im Conjugationssystem und der Analytischen Vergleichung vorliegen, tritt dann endlich die dritte und endgültige Fassung, welche zuerst in einer Reihe akademischer Abhandlungen und schliesslich in der vergleichenden Grammatik ausgesprochen ist, und welche sich von der zweiten Fassung wesentlich nur dadurch unterscheidet, dass das Princip der Zusammensetzung immer ausschliesslicher zur Geltung gebracht, und auch für diejenigen Gebiete der Grammatik, die

in dem Conjugationssystem und der Analytischen Vergleichung noch nicht behandelt worden waren, durchgeführt wird.

Sie ist nunmehr ohne weitere Vorbereitung verständlich und lautet in kurzem Auszug wie folgt:

Die Wörter der indogermanischen Sprachen sind aus Wurzeln abzuleiten, welche durchweg einsilbig sind. Es giebt zwei Classen von Wurzeln, nämlich Verbalwurzeln, aus denen Verba und Nomina entspringen, und Pronominalwurzeln, denen die Pronomina, die Urpräpositionen, Conjunctionen und Partikeln entstammen (vgl. ausser Vgl. Gr. §. 107 auch Abh. der Berl. Akad. 1831, S. 13 ff.).

Die Casus-Endungen sind ihrem Ursprunge nach wenigstens grösstentheils[1]) Pronomina. So entstammt das *s* des Nominativs dem Pronomen *sa*, das *m* des Accusativs erinnert an den indischen Pronominalstamm *i-ma*, der T-Laut des Ablativs kommt von demselben Pronominalstamm *ta*, dem auch das neutrale *d* in *id* seinen Ursprung verdankt u. s. w. (vgl. u. a. Abh. der Akad. 1826, S. 98).

Die Personalendungen des Verbums stammen von den Pronominibus erster, zweiter und dritter Person, *mi* ist eine Schwächung der Silbe *ma*, »welche im Sanskrit und Zend den obliquen Casus des einfachen Pronomens als Thema zum Grunde liegt.« Aus *mi* ist weiterhin *m* entstanden. In der Pluralendung *mas* steckt entweder das Pluralzeichen *as* der Nomina, oder das pronominale Element *sma*. Das *v* des Dualis ist nur eine Entartung des pluralischen *m*. Die Endungen zweiter Person gehen in ähnlicher Weise auf *tva*, die dritter Person auf *ta* zurück (*nti* s. unten S. 14). Nicht ganz zuversichtlich urtheilt Bopp über die Medialendungen. Doch hält er für wahrscheinlich, dass sie auf Verdoppelung der jedesmaligen Activendung beruhen.

Was die Kennzeichen des Präsensstammes betrifft, wie νυ in ζεύγνυμι, so ist es am wahrscheinlichsten, dass die meisten derselben Pronomina sind.

Das Augment, welches bei Gelegenheit des Imperfectums zur Erwähnung kommt, hält Bopp Vgl. Gr. §. 537 und ebenso schon in der Anal. Vergl. Seite 74 für identisch mit dem *α* privativum, und betrachtet es also als Ausdruck der

---

[1]) »grösstentheils«, weil einige Endungen (*os* und *sām*) nicht als gedeutet betrachtet werden, und gelegentlich auch eine symbolische Erklärung (s. unten S. 14) versucht wird.

Verneinung der Gegenwart. Er gesteht aber auch die Möglichkeit zu, es direct mit dem Pronominalstamm *a* »jener« in Verbindung zu setzen, mit welchem übrigens die Verneinungspartikel *a* auch ihrerseits verwandt sei.

In dem S-Aorist gehört das *s* dem verbum substantivum an, und zwar ist die Zusammensetzung so zu denken, dass das Imperfectum von *as* (aber ohne Augment) den Schluss derselben bildet. »Ich erkenne — heisst es §. 542 — in diesem *s* das verbum substantivum, mit dessen Imperfect die erste Bildung [des Aorists] ganz genau übereinstimmt, nur dass das *ā* von *āsam* u. s. w. verloren geht«. Das *sja* des S-Futurums wie *dāsjáti* hält Bopp für das im isolirten Gebrauch verlorene Futurum von *as*. Übrigens sei es wahrscheinlich, dass einst sämmtliche Verba ein Futurum mittelst *ja* gehabt hätten. *Ja* selbst stamme so gut wie das Zeichen des Optativs von der Wurzel *ī* wünschen.

In dem *aja* der Causativa steckt das Verbum *i* gehen (wie *jā* gehen in dem *ja* des sanskritischen Passivums), und in dem *s* der Desiderativa das verbum substantivum.

Dieselbe Zusammensetzung liegt vor in gewissen Bildungen der Einzelsprachen z. B. *ama-vī*, worin die Wurzel *bhū* zu erkennen ist, *ama-rem*, worin die Wurzel *as* steckt u. s. w.[1]) (cf. Vgl. Gr. §. 521).

Die Stammbildungssuffixe endlich sind theils pronominalen Ursprungs, theils verbalen (z. B. *dātar* »Geber« heisst eigentlich »der die Handlung des Gebens durchschreitende« von *dā* geben und *tar* durchschreiten).

Neben dieser Erklärung durch Zusammensetzung wird gelegentlich eine andere, die symbolische, angewendet. So heisst es über den Dual: »Der Dual liebt, weil ihm eine klarere Anschauung zum Grunde liegt, als der unbestimmten Vielheit, zu stärkerem Nachdruck und lebendiger Personificirung die breitesten Endungen« (Vgl. Gr. §. 206). Das Gleiche gilt von dem Femininum, »welches im Sanskrit, sowohl am Stamm, wie in den Casus-Endungen eine üppige Fülle der Form liebt« (§. 113). Symbolisch ist auch das *n* in der dritten Person plur. *-nti*, welches aus *ti* durch Einfügung eines Nasals entstanden sein soll. Diese Einfügung sei die am wenigsten

---

[1]) Dagegen nimmt Bopp nicht an, dass in einer Einzelsprache neue Wurzelwörter entstehen könnten (vgl. Vorrede zur dritten Abth. der Vgl. Gr.[1] S. XIV).

fremdartige Beimischung, und komme der blossen Verlängerung eines schon vorhandenen Vocals am nächsten (§. 236; vgl. auch §. 226).

Vergleicht man nun diese letzte endgültige Fassung der Bopp'schen Ansichten mit der vorhergehenden, so ergiebt sich, dass der Schlegel'sche Einfluss bis auf einen kleinen Rest geschwunden ist. Denn das *ai* der Medialendungen, worin Bopp früher noch eine innere Umbiegung der Wurzel sah, wird nunmehr lieber durch Zusammensetzung gedeutet, und es bleibt also nur die Reduplication als eine Art innerer Modification der Wurzel zurück. (Und auch von dieser, die vielleicht ursprünglich die noch einmal gesetzte Wurzel war, kann doch nur sehr uneigentlich gesagt werden, dass sie eine »innere« Veränderung sei).

So ist es natürlich, dass Bopp sich in der Vgl. Gr. durch eine sachlich scharfe Polemik von Fr. Schlegel förmlich lossagt. Die betreffende Stelle lautet: »Unter Flexion versteht Fr. v. Schlegel die innere Veränderung des Wurzellauts, oder die innere Modification der Wurzel, die er der Anfügung von aussen entgegenstellt. Was sind aber, wenn von δο oder δω im Griechischen δίδωμι δώσω δοθησόμεθα kommt, die Formen μι σω θησομεθα anders als offenbare Zusätze von aussen an die im Innern gar nicht oder nur in der Quantität des Vocals veränderte Wurzel? Wenn also unter Flexion eine innere Modification der Wurzel verstanden sein soll, so hat das Sanskrit und Griechische u. s. w. ausser der Reduplication die aus den Mitteln der Wurzel selbst genommen wird, kaum irgend eine Flexion aufzuweisen. Wenn aber θησομεθα eine innere Modification der Wurzel δο ist, bloss weil es damit verbunden wird, daran angränzt, damit ein Ganzes darstellt; so könnte man auch den Inbegriff von Meer und Festland als eine innere Modification des Meeres darstellen, oder umgekehrt.«

Man kann die hiermit entwickelte Bopp'sche Theorie, wenn man von dem geringen symbolischen Beisatz absieht, als Zusammensetzungs- oder Agglutinationstheorie[1]) bezeichnen.

---

[1]) So hat sie Lassen mit tadelnder Absicht zuerst genannt (vgl. Pott, Etym. Forsch. (erste Aufl.) 1, 179).

Eine eingehendere Kritik der Agglutinationstheorie soll nicht an dieser Stelle, sondern erst im 5. Kapitel versucht werden. Dagegen will ich hier wiederholt darauf aufmerksam machen, dass die Bopp'schen Erklärungen sich nicht etwa — wie wohl angenommen worden ist — als natürliche Consequenzen der Vergleichung von selbst ergeben, sondern dass sie aus verschiedenartigen und von einander unabhängigen Anschauungen und Erkenntnissen erwachsen sind, indem sich bei Bopp zu den Anregungen, die aus dem Detail der Forschung selbst sich ergaben, zugleich doch auch Stücke der bisherigen gelehrten Tradition gesellten, so namentlich das Vorurtheil von der Dreiheit der Redetheile, welches, wie es scheint, den ersten Anlass gegeben hat, in verschiedenen *s* der Verbalformen das verbum substantivum zu erkennen, ferner die überlieferte Ansicht, dass die Wurzeln einsilbig anzusetzen seien, und endlich die von der hebräischen Grammatik her fortgepflanzte Tradition, dass man in den Personalsuffixen des Verbums angehängte Pronomina zu erkennen habe.

II. Bopp's Verfahren bei der Vergleichung gegebener Sprachen.

Nachdem in dem ersten Abschnitte über Bopp's Theorie der Flexion berichtet ist, habe ich nunmehr von seiner Vergleichung der gegebenen Einzelsprachen zu handeln. Selbstverständlich kann es nicht meine Absicht sein, die Resultate aufzuzeichnen, welche durch Bopp's Vergleichung der indogermanischen Sprachen erreicht worden sind, sondern ich werde lediglich versuchen, die Methode zu beschreiben, nach welcher Bopp verfährt.

Man erwarte aber weder an diesem noch an einem anderen Punkte von Bopp eine alle Einzelfälle umfassende und systematische Antwort. Die Bopp'sche Darstellung ist ein völliges Gegenbild der Humboldt'schen. Während Wilhelm von Humboldt sich an der Erörterung des Allgemeinen nie genug thun kann, und überall bestrebt ist, das Detail den Ideen unterzuordnen, verkehrt Bopp hauptsächlich mit den in der Sprache gegebenen Einzelheiten und streut nur sehr selten allgemeine Erörterungen ein, die man als philosophisch bezeichnen könnte. So wenig es möglich ist, aus Humboldts Einleitung in die Kawisprache grammatische Paradigmen aus-

zuziehen, ebenso wenig kann man aus Bopp's vergleichender Grammatik eine Theorie und Systematik der Sprachwissenschaft gewinnen. Unter diesen Umständen muss man die Untersuchung über Bopp's theoretische Ansichten von den in der Sprache wirksamen Kräften mit Vorsicht anstellen, man muss sich namentlich hüten, gewisse Termini, die er in bequemer Lässlichkeit anwendet, mit der Intoleranz eines Systematikers um ihren Begriffsinhalt und ihre Tragweite zu befragen. Ich glaube deshalb am richtigsten zu verfahren, wenn ich die Frage so stelle: Welches sind die allgemeinen Anschauungen, aus denen heraus Bopp über die Vorgänge in der Sprache zu urtheilen pflegte? und antworte auf diese Frage: Seine allgemeinen Anschauungen hatten naturwissenschaftlichen Anstrich, doch war unter demselben die alte philologische Grundfarbe noch nicht verschwunden. Die Liebhaberei für naturwissenschaftliche Ausdrucksweise zeigt sich sofort, wenn er versucht, seine Behandlungsweise der Sprache gegenüber der früheren zu beschreiben. Er beabsichtigt eine vergleichende »Zergliederung« der Sprachen, die systematische Sprachvergleichung ist eine »Sprach-Anatomie«, es handelt sich um eine »anatomische Zerlegung« oder »chemische Zersetzung« des Sprachkörpers, oder mit einem anderen Bilde, um eine »Physik« oder »Physiologie« der Sprache. Sehr entschieden tritt die naturwissenschaftliche Färbung gleich in dem ersten Satze der Vorrede zur Vgl. Gr. hervor: »Ich beabsichtige in diesem Buche eine vergleichende, alles Verwandte zusammenfassende Beschreibung des Organismus der auf dem Titel genannten Sprachen, eine Erforschung ihrer physischen und mechanischen Gesetze und des Ursprungs der die grammatischen Verhältnisse bezeichnenden Formen«. Was in diesem Satze unter physischen und mechanischen Gesetzen zu verstehen sei, darüber hat sich, wie Bréal in der französischen Übersetzung der Bopp'schen vergleichenden Grammatik mittheilt, der Autor selbst auf Befragen ausgesprochen. Danach soll unter physischen Gesetzen das verstanden werden, was wir jetzt Lautgesetze nennen, unter mechanischen Gesetzen das was Bopp über das Gewichtsverhältniss der Vocale und Sylben ermittelt zu haben glaubte, wovon nachher die Rede sein wird. Was unter Organismus und organisch zu denken sei, lehren einige Stellen der Vergl. Gr. »Die Flexionen — so heisst es in der Vorrede zu Heft 2 der Vgl. Gr.[1],

S. VII — machen den wahren Organismus einer Sprache aus«, und im Gegensatz dazu spricht er von »Sprachen mit einsilbigen Wurzeln', ohne Fähigkeit zur Zusammensetzung und daher ohne Organismus, ohne Grammatik« (§. 108). Organismus ist also nichts anderes als die auf Agglutination gegründete grammatische »Einrichtung« (Vorwort zum ersten Bande der Vgl. Gr. S. IV) einer Sprache, und organisch alles das, was dieser Einrichtung entspricht, unorganisch das, was ihr untreu geworden ist. Man kann deshalb statt organisch auch ursprünglich, statt unorganisch auch unursprünglich sagen. So wird z. B. von dem ν der Endung μην gesagt, es sei »organisch, d. h. nicht ein späterer nichtssagender Zusatz, sondern absichtlich und ein Vermächtniss der Urperiode unseres Sprachstammes«, dagegen gilt z. B. das μι von τύπτομι als unorganisch, weil der Optativ in allen Sprachen, wo er als gesonderte Form vorhanden ist, die kurzen Endungen hat, und zwar, mit Ausnahme des einzigen Griechisch auch in der ersten Person. Unorganisch ist eben Alles, was aus dem ursprünglichen Bau des Indogermanischen — nach der Ansicht des betreffenden Grammatikers — nicht hergeleitet werden kann.

Man sieht, dass die Bezeichnungen mechanisch, physisch, organisch nicht im strengen naturwissenschaftlichen Wortverstande gebraucht werden, immerhin aber kann man aus ihrer Anwendung schliessen, dass Bopp sich die Sprache als eine Art von Naturkörper vorstellt. Dieses Wort gebraucht er geradezu Vocalismus S. 1: »Die Sprachen sind als organische Naturkörper anzusehen, die nach bestimmten Gesetzen sich bilden, ein inneres Lebensprincip in sich tragend sich entwickeln und nach und nach absterben, indem sie, sich selber nicht mehr begreifend, die ursprünglich bedeutsamen, aber nach und nach zu einer mehr äusserlichen Masse gewordenen Glieder oder Formen ablegen oder verstümmeln oder missbrauchen, d. h. zu Zwecken verwenden, wozu sie ihrem Ursprunge nach nicht geeignet waren«.

Dieser Satz führt nach zwei Richtungen weiter. Zunächst möchte ich die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Bemerkung lenken, dass die Sprache im Laufe der Zeit sich selbst nicht mehr begreife. Es wird damit der Sprache geistige Thätigkeit zugeschrieben, und von ihr gesprochen, als ob sie ein denkendes Wesen sei. Diese Ausdrucksweise ist nicht vereinzelt. An anderen Stellen redet Bopp von dem Geist oder Genius der Sprache und erkennt in ihrem Verfahren gewisse Tendenzen

und Absichten. Manchmal wird auch nicht die Sprache als Ganzes, sondern die einzelne Form wie ein denkendes Wesen angesehen. So heisst es Vgl. Gr.[1] S. 516 der slavische Stamm *sjo* sei sich »seiner aus der Urperiode der Sprache überlieferten Zusammensetzung nicht mehr bewusst«. Diese Wendungen sind Bilder und zwar sehr natürliche, und wahrscheinlich würde Bopp, wenn man ihn darauf aufmerksam gemacht hätte, zugestanden haben, dass in Wahrheit diese Seelenthätigkeiten sich nicht in der Sprache, sondern in den einzelnen sprechenden Menschen vollziehen, aber es ist wichtig, hier auf die Anfänge einer Anschauungsweise aufmerksam zu machen, die sich bei Schleicher bis zu einer bewussten Hypostasirung des Begriffes Sprache gesteigert hat. Ferner ist in dem angeführten Satze der Ausdruck absterben beachtenswerth. Nach Bopp bedeuten alle äusseren Veränderungen, die wir an den indogermanischen Sprachen wahrnehmen, nicht Entwickelung, sondern Krankheit, Verstümmelung, Verfall. Wir lernen die Sprachen nicht in aufsteigender Entwickelung kennen, sondern in einem Zustande, in welchem sie das ihnen bestimmte Ziel bereits überschritten hatten. Wir ergreifen sie nämlich in einem Zustande, »wo sie syntaktisch zwar sich noch vervollkommnen mochten, in grammatischer Beziehung aber schon mehr oder weniger von dem verloren haben, was zu der vollendeten Einrichtung gehörte, in welcher die einzelnen Glieder in genauem Verhältnisse zu einander standen, und alles Abgeleitete noch durch ein sichtbares, ungetrübtes Band an das, wovon es ausgegangen, sich anschloss.« (Vocalismus S. 2). So lange der Sinn der Zusammensetzung in einer grammatischen Form noch gefühlt wird, setzt sie der Veränderung noch Widerstand entgegen. Je weiter aber die Sprachen von ihrem Ursprunge sich entfernen, desto mehr gewinnt die Liebe zum Wohllaut an Einfluss (Abh. der Berl. Akad. 1824, S. 119). Auch diese Anschauungsweise ist von Schleicher gesteigert und systematisirt worden.

Nach diesen Bemerkungen über Bopp's Grundanschauungen gehe ich dazu über, mehr im Detail zu zeigen, wie er sich die Veränderungen in der Sprache vorstellte, und benutze zur Anordnung die von Bopp selbst aufgestellten Kategorien: mechanische und physische Gesetze.

Die von Bopp so genannten mechanischen Gesetze zeigen sich vor Allem wirksam in den Veränderungen, welche das Gewicht der Personalendungen in dem Stamme hervorbringt.

Auf die schwere Form des Stammes folgt die leichte Endung, z. B. *émi* ich gehe, von *i* gehen, aber vor der schweren Endung wird nur die leichte Stammform geduldet, z. B. *imás* wir gehen. Auf demselben Gesetz beruht der deutsche Ablaut, den wir z. B. in ich *weiss*, wir *wissen*, noch bis heute bewahrt haben. Wir erklären jetzt diese zuerst von Bopp formulirten Thatsachen anders, indem wir die Schwächung gewisser Silben nicht mehr einem Gesetz der Schwere, sondern der Kraft des Accentes der folgenden Silbe zuschreiben.

Ausser dem Einfluss des Gewichts der Personalendungen erkennt Bopp noch eine andere Wirkung des Gravitätsgesetzes, die sich an folgenden Beispielen anschaulich machen lässt. Die Stammsilben haben die Aufgabe, die Bildungssilben zu tragen, und es kann vorkommen, dass eine Stammsilbe für diesen Zweck nicht stark genug ist. Ein solcher Fall liegt vor in dem sanskritischen Imperativ *kinu* sammle, von *ki*, wozu bemerkt wird, das Zeichen *nu* könne die Endung *hi* nur dann tragen, wenn das *u* sich an zwei vorhergehende Consonanten anlehnen kann, wie das z. B. in *āpnuhi* der Fall ist. »Wo aber dem *u* nur einfache Consonanz vorhergeht, da ist es unfähig geworden, die Endung *hi* zu tragen, daher *kinu* sammle, von *ki*« (§. 451). Ähnlich erklärt sich Bopp den Umstand, dass die Perfectendungen im Vergleich zu denen des Präsens stark verstümmelt erscheinen. Die Wurzel ist, da sie im Perfectum ja auch die Reduplicationssilbe zu tragen hat, gleichsam nach zwei Seiten engagirt, und nicht mehr im Stande, eine schwere Endung zu heben. Es ist klar, dass dieses zweite Gravitätsgesetz, dessen Wirkung Bopp noch an mehreren Punkten findet, gegen das erste in directen Gegensatz tritt, und es wird wohl jetzt allgemein zugestanden, dass der Gedanke, der in diesem Gesetz ausgesprochen ist, an Bildlichkeit und Undeutlichkeit leidet.

Von den mechanischen Gesetzen, welche wir (wie angedeutet) nicht mehr in der Weise wie Bopp uns vorstellen und anerkennen können, komme ich zu den physischen Gesetzen, die wir jetzt Lautgesetze zu nennen pflegen. Um den Bopp'schen Standpunkt in dieser Beziehung zu würdigen, ist es wichtig, sich klar zu machen, auf welchem Wege man überhaupt zur Aufstellung von Lautgesetzen gelangen konnte. Wer immer das Sanskrit mit einer anderen indogermanischen Sprache, etwa dem Griechischen, verglich, musste den Eindruck erhalten, dass in beiden Sprachen Worte und Formationen

vorhanden sind, die sich vollkommen decken. Es konnte Niemanden entgehen, dass z. B. Skr. *mātár* und griech. μήτηρ, Skr. *dáma* und griechisches δόμος, Skr. *pitár* und griech. πατήρ dieselben Worte seien und dass die Flexionsendungen des Verbums in beiden Sprachen im Wesentlichen übereinstimmen. Die Überzeugung von dieser Übereinstimmung beruhte auf der unmittelbaren Evidenz, und war nicht weiter zu beweisen. Aus der Vergleichung konnte man die Regel ziehen, dass gewissen Lauten des Sanskrit gewisse Laute des Griechischen entsprächen, dem *m* das μ, dem *t* das τ u. s. w. Indessen selbst bei der Heranziehung ganz weniger Worte ergab sich zugleich, dass nicht immer derselbe Laut des Skr. durch denselben des Griechischen vertreten wurde. So entsprach z. B. in *dáma* δόμος *dádāmi* δίδωμι dem indischen *d* das griechische δ, aber in dem Paare *duhitár*-θυγάτηρ, das man doch nicht aus einander reissen wollte, dem indischen *d* ein griechisches θ. Durch solche Erfahrungen musste man zu der Ansicht getrieben werden, dass die Regeln Ausnahmen leiden, und also sagen: Gewöhnlich entspricht dem indischen *d* das griechische δ, manchmal aber auch das griechische θ. Einer solchen Regel gegenüber ist nun eine doppelte Stellung denkbar. Entweder kann man, indem man von der theoretischen Überzeugung ausgeht, dass Gesetze keine Ausnahmen leiden, sich veranlasst fühlen, nach den Gründen zu suchen, welche die sogenannte Ausnahme hervorbringen, oder man kann sich bei der Formulirung mittelst »gewöhnlich« und »manchmal« beruhigen. Und dieser letztere ist, im Grossen und Ganzen gesprochen, Bopp's Standpunkt. »Man suche — so war seine Meinung — in den Sprachen keine Gesetze, die festeren Widerstand leisten, als die Ufer der Flüsse und Meere« (Vocalismus S. 15). An anderen Stellen nimmt er wenigstens für einen Theil der beobachteten Lautvorgänge diese bequeme Auffassung in Anspruch, indem er meint, es gäbe zwei Arten von euphonischen Veränderungen in den Sprachen, »die eine zum allgemeinen Gesetz erhoben, kommt bei jeder gleichen Veranlassung in gleicher Gestalt zum Vorschein, während andere nicht zum Gesetz gewordene nur gelegentlich hervortreten« (Vgl. Gr.[1] §. 236, Anm.). Dass diese letztere Art von Erscheinungen nach Bopp's Meinung einen breiteren Raum einnimmt, als die erste, wird man bald gewahr. Er nimmt für die Sprache häufig das Recht in Anspruch, mit »einer gewissen Freiheit« von dem bestehenden Gesetze abzuweichen. Dass Vocale ohne

Grund verlängert werden, starke Verstümmelungen ohne denkbare Veranlassung eintreten (wie z. B. ἐτύπην aus ἐτύφθην verstümmelt sein soll), und dass die gleiche Lautgruppe sich in einer und derselben Sprachperiode zu sehr verschiedenen Bildungen umgestaltet, erscheint ihm nicht merkwürdig. So soll z. B. der Pronominalstamm *sma* im Gothischen in sechs Gestalten erscheinen, als *nsa*, *sva*, *nka*, *nqva*, *mma* und *s* (§. 167). Wenn er für einen ihm wahrscheinlichen Übergang in derselben Sprache keine Analogie nachweisen konnte, so wandte er sich an eine andere, z. B. um die Behauptung zu erhärten, dass das *l* der slavischen Participia aus *t* hervorgegangen sei, an das Bengalische. Das κ von δέδωκα deutet er aus *s*, in τέτυφα aber ist dieses κ »gleichsam im Geiste des germanischen Lautverschiebungsgesetzes« zu *h* und dieses mit der vorhergehenden Tenuis oder Media zur Aspirata geworden (§. 569). Auch vor der Annahme ganz vereinzelter Übergänge schreckt er nicht zurück. Ausnahmslosigkeit nimmt Bopp nur selten für ein Lautgesetz in Anspruch. Ein interessantes Beispiel der Art findet sich in seiner Abhandlung über das Demonstrativum und den Ursprung der Casuszeichen (Abh. der Berl. Akad. 1826). Dort ist es ihm sehr wichtig, zu beweisen, dass der Artikel *sa* ὁ niemals ein Nominativ *-s* gehabt haben könne, und bei der Zurückweisung der Annahme, dass das *s* im Sanskrit und Griech. abgefallen sein könnte, führt er die Ausnahmslosigkeit gewisser Lautgesetze in folgenden bezeichnenden Worten ins Gefecht: »Allein es darf nicht übersehen werden, dass solche Abschleifungen gewöhnlich, wo nicht immer, mehr in Masse und gesetzmässig als im Einzelnen und willkürlich stattfinden, und wenn der Geist einer Sprache zu irgend einer Periode ihrer Geschichte einen Hass fasst gegen irgend einen Buchstaben als Schlusspfeiler eines Wortes, so verdrängt er ihn überall, wo er ihn vorfindet, so dass auch nicht ein einziger übrig bleibt, welcher der Vermuthung Raum liesse, dass noch andere seines Gleichen dagewesen. Auf diese Weise hat im Griechischen ein Lautgesetz gegen das τ gewüthet und es überall ausgerottet, wo es als Endbuchstabe stand, so wichtig und ausgedehnt auch seine grammatische Rolle muss gewesen sein, wie sich aus der Vergleichung mit den verwandten Sprachen klar genug zu erkennen giebt. Das Σ hingegen ist stets ein dem griechischen Ohr befreundeter Endbuchstabe geblieben, und so gerne es in der Mitte zwischen zwei Vocalen sich hat verdrängen lassen, so standhaft zeigt es

sich am Ende, überall wo die vergleichende Sprachkunde es erwarten lässt.«

Man sieht aus diesen Anführungen, die ins Unendliche vermehrt werden könnten, dass Bopp zwar im einzelnen Falle, wo die Thatsachen es ihm an die Hand zu geben schienen, einem Lautgesetze Ausnahmslosigkeit zusprach, aber keineswegs im Allgemeinen, sondern dass er der Sprache die Freiheit zugestand, von den bestehenden Gesetzen sich gelegentlich zu emancipiren. Es wird allgemein zugestanden (auch von denjenigen Forschern, welche dem Princip der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze nicht zustimmen), dass Bopp auf dem Gebiet der Lautlehre seinen Nachfolgern am meisten zu thun übrig gelassen hat. Für ihn war (wie schon angedeutet worden ist) stets der Gesammteindruck, dass die verglichenen Worte identisch seien, entscheidend, und diesem Gesammteindruck hatten sich die Laute zu fügen, die Controlle der einen Behauptung durch die Vergleichung der sonst bezeugten Schicksale desselben Lautes hat er nicht in genügendem Masse eintreten lassen. Es ist das grosse Verdienst August Friedrich Pott's, diese Lücke ausgefüllt zu haben.

Der eben geschilderte methodische Mangel bei Bopp's Forschungen machte sich nun auf dem indogermanischen Gebiete darum nicht so stark fühlbar, weil in denselben in der That eine Fülle von Formen und Worten vorhanden ist, wo an derselben Stelle derselbe Laut erscheint, und weil Bopp bei der Aufdeckung verborgener Ähnlichkeiten durch seinen genialen Tiefblick wunderbar richtig geleitet wurde, er trat aber grell hervor, als Bopp es unternahm, Sprachen, deren Zugehörigkeit zu unserem Sprachzweige nicht feststand, zur Vergleichung heranzuziehen, ich meine namentlich die malayisch-polynesischen. Es wird jetzt, so viel ich weiss, von den Kennern durchweg angenommen, dass diese Sprachen mit den sanskritischen Sprachen nichts zu thun haben, Bopp aber empfing den Eindruck, dass sie zum Sanskrit in einem töchterlichen Verhältniss stünden, und suchte die Verwandtschaft in derselben Weise zu erhärten, wie die der indogermanischen Sprachen in seiner Vgl. Gr., soweit der Charakter dieser Sprachen, welche »eine totale Auflösung ihres Urbaues erfahren haben«, es gestattet. Er stellte also auch hier nicht Lautentsprechungstabellen auf, sondern verglich Wörter, die ihm identisch zu sein schienen (z. B. die Zahlwörter) mit einander, und suchte sich mit den Lautübergängen im einzel-

nen Falle abzufinden. Natürlich wurde sein Verfahren hier, wo er es mit einem völlig widerstrebenden Stoff zu thun hatte, gewaltsamer als auf dem indogermanischen Gebiet. Ich will diese Gewaltsamkeit durch ein Beispiel belegen. Es betrifft das Wort *po*, welches Nacht bedeutet. Darüber sagt Bopp (Über die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen, Abh. der Berl. Akad. 1840) S. 172 Folgendes: »Die gewöhnliche Benennung der Nacht lautet in den Südseesprachen, namentlich im Neuseel., Tahit. und Hawaischen *po*, welches dem sanskritischen *kṣapas*, *kṣapo* gleichsam wie ein Echo nur die letzte Silbe nachruft«. Nun giebt es ausserdem ein Wort *bo* Tag, welches, wie es S. 218 heisst, aus dem skr. *divas*, *divo* entsprungen sein könnte. »Sollte aber — fährt Bopp fort — das tongische *bo* mit dem früher erwähnten *po* zusammenhängen, welches in den Südseesprachen Nacht bedeutet, so müsste man die Zusammenstellung dieses *po* mit dem Sanskrit *kṣapas* fallen lassen, und annehmen, dass diesem *po* ein Epitheton entfallen sei, welches im Tongischen den Tag zur Nacht umschafft, und diese als schwarzen oder dunkelen Tag bezeichnet.«

Es ist nach dem, was ich oben über Bopp's Verhältniss zur Lautlehre gesagt habe, nicht nöthig, weiter auf solche Extravaganzen einzugehen, es ist vielmehr schon durch das Gesagte klar, dass an dem Scheitern dieses Unternehmens auf malayisch-polynesischem Gebiet nicht etwa ein constitutioneller Fehler der Sprachwissenschaft überhaupt, sondern lediglich ein später ausgeglichener Mangel der in diesem Punkte noch unfertigen Bopp'schen Methode sich offenbart.

Dass aber Bopp noch in ziemlich latitudinarischen Vorstellungen über Lautwandel und Lautgesetze befangen war, muss man sehr natürlich finden. Bopp war kein Naturforscher, sondern ein Philologe, der sein Leben lang mit Grammatiken verkehrte. Einem Naturforscher freilich erscheint der Gedanke, dass ein Gesetz beliebig Ausnahme erleiden könne, lächerlich oder empörend, dagegen war diese Anschauung der philologischen Theorie und Praxis völlig geläufig. In allen Grammatiken war die Masse des »Unregelmässigen« mindestens ebenso gross als die des »Regelmässigen« und eine Regel ohne Ausnahmen erregte geradezu Verdacht. Derartige überlieferte Meinungen aber verlieren sich erst im Laufe von Generationen.

Bopp's Leistung besteht, wie schon oben bemerkt, darin, dass er eine selbständige Theorie über die Entstehung der Flexion aufstellte, und sodann darin, dass er die gründliche Urgemeinschaft der indogermanischen Sprachen wissenschaftlich nachwies.

Wir sind nunmehr, nachdem wir dem Leser Bopp's Arbeiten auf beiden Gebieten vorgeführt haben, im Stande, in wenigen Worten zusammenfassend anzugeben, welches die geistige Eigenthümlichkeit ist, die in den Schriften dieses grossen Gelehrten besonders hervortritt.

Wenn man hört, dass ein einzelner Mann das Sanskrit, Altpersische, Zend, Armenische, Griechische, Italische, Keltische, Slavische und Germanische vergleichend dargestellt hat und noch über dieses ungeheure Gebiet hinaus zu den Sprachen der Südsee fortgeschritten ist, so ist man leicht geneigt, ihm eine ganz ungewöhnliche, ja exorbitante Gelehrsamkeit zuzuschreiben. Bei näherer Betrachtung aber sieht man leicht, dass die Gelehrsamkeit nicht eigentlich eine für Bopp charakteristische Eigenschaft ist. Gewiss hat er in einem arbeitsamen Leben viel gelernt, aber er war nicht einer von den Männern, über deren Gelehrsamkeit man erschrickt, wie das etwa bei A. W. v. Schlegel der Fall war. Von manchen Sprachen, um deren Aufhellung er sich unvergängliche Verdienste erworben hat, wie das Slavische und Keltische, hatte er (philologisch gesprochen) nur dürftige Kenntnisse, und gegen gewisse Einzelheiten der Überlieferung, wie z. B. die Regeln der Latinität war er gelegentlich gleichgültiger, als wünschenswerth ist. So nahm er sich nicht übel, seinem Sanskritwörterbuch den Titel *glossarium sanscritum a Franzisco Bopp* zu geben und zog es vor, *postquam* mit dem Plusquamperfectum zu construiren. Was ihm zur Erklärung der Formen und zum Verständniss des Naturzustandes der Sprache nicht beizutragen schien, liess ihn verhältnissmässig gleichgültig.

Auch das ist nicht völlig richtig, was man oft versichern hört, dass Bopp die sprachvergleichende Methode erfunden habe. Bopp hat es in unvergleichlicher Weise verstanden, in dem Getrennten die ehemalige Einheit zu erkennen, aber eine methodische Kunst, die man ihm ablernen könnte, hat er nicht aufgebracht. Vielmehr liegt, wie oben gezeigt worden ist, grade auf der methodischen Seite seine Schwäche.

Bopp's Grösse besteht in etwas Anderem, was von Gelehrsamkeit und Methode unabhängig ist, nämlich in dem,

was wir Genialität nennen. Seine Vergleichende Grammatik beruht auf einer Reihe von genialen Entdeckungen, die nicht durch Gelehrsamkeit und Übung ermöglicht wurden, sondern durch eine für uns nicht weiter analysirbare Naturgabe. Damit will ich natürlich nicht sagen, dass Bopp seiner Gelehrsamkeit und seinem logisch urtheilenden Verstande nicht Vieles zu danken habe, sondern nur, dass das glückliche Aperçu bei ihm eine viel wichtigere Rolle spielt, als bei anderen ausgezeichneten Sprachforschern, z. B. bei August Schleicher.

Zweites Kapitel.

Bopp's Zeitgenossen und Nachfolger bis auf August Schleicher.

Bopp war selbständig, aber nicht einsam. Mit ihm zugleich arbeiteten auf nahe angrenzenden Gebieten Wilhelm von Humboldt, August Wilhelm von Schlegel, Jakob Grimm. Ich will versuchen, den Einfluss abzuschätzen, welchen diese Männer auf die von Bopp begründete Wissenschaft ausgeübt haben.

Von Wilhelm von Humboldt spricht Bopp nie ohne einen Ausdruck von Verehrung. Es genügt die Worte anzuführen, mit denen er die Vorrede zur zweiten Abtheilung der Vergleichenden Grammatik schliesst: »Ich habe das Glück gehabt, über diese schon anderwärts berührte Wahrnehmung (die Adjectivdeclination betreffend) noch das mir überaus schätzbare beifällige Urtheil meines verewigten Gönners W. v. Humboldt zu erfahren, in welchem vor kurzem die Sprachwissenschaft ihre schönste Zierde verloren hat. Von Schmerz über diesen harten Verlust noch ganz ergriffen, kann ich es nicht unterlassen, hier dem ruhmvollen Andenken jenes grossen Mannes den Ausdruck der innigsten Verehrung und Bewunderung zu zollen, womit seine geistreichen Schriften im Gebiete philosophischer und historischer Sprachforschung, so

wie sein lehr- und liebreicher persönlicher und brieflicher Umgang mich durchdrungen haben.«

Dass aber W. v. Humboldt auf Bopp einen erheblichen Einfluss ausgeübt habe, kann ich nicht finden. Die unendlich vielseitige, die verschiedenartigsten Kenntnisse und Strebungen in sich vereinigende und aussöhnende Humboldt'sche Natur war nicht geeignet, einem Geiste von so grosser und einfacher Kraft wie dem Bopp'schen eine veränderte Richtung zu geben. Überhaupt ist nichts schwieriger, als mit deutlichen Worten anzugeben, worin die Einwirkung besteht, welche Humboldt gerade auf die indogermanische Sprachforschung ausgeübt hat. Es ist schwer innerhalb derselben ein Gebiet zu bezeichnen, auf dem er Bahn gebrochen hätte, mit Bestimmtheit eine Theorie zu nennen, die er aufgestellt hätte, eine Anschauungsweise anzugeben, die lediglich auf ihn zurückginge, und doch bekennt sich nicht bloss Bopp, sondern bekennen sich auch andere Vertreter dieses Faches wie Pott, Schleicher, Curtius als Humboldt's dankbare Schüler. Auf die Frage, womit denn Humboldt auf diese Männer gewirkt habe, hat man wie ich glaube zu antworten: hauptsächlich mit der Totalität seines Wesens. Seine hohe und uninteressirte Liebe zur Wahrheit, sein stets auf die höchsten idealen Ziele gerichteter Blick, sein Streben über dem Einzelnen das Ganze, und über dem Ganzen das Einzelne nicht aus dem Auge zu verlieren, und sich damit sowohl von den Gefahren des Specialistenthums, wie der bisherigen allgemeinen Grammatik fern zu halten, die abwägende Gerechtigkeit seines Urtheils, sein allseitig gebildeter Geist und seine edle Humanität — alle diese Eigenschaften wirken stärkend und läuternd auf eine fremde wissenschaftliche Persönlichkeit, die Wilhelm von Humboldt nahe tritt, und diese Art der Einwirkung wird, wie ich glaube, Humboldt noch lange behalten und selbst auf diejenigen auszuüben fortfahren, welche den Humboldt'schen Theorieen rathlos gegenüberstehen.

Weniger freundlich als gegen Wilhelm von Humboldt hat sich die Nachwelt gegen August Wilhelm von Schlegel gestellt. Es ist, wie ich glaube, ausserhalb der Fachkreise nicht bekannt genug, dass der Übersetzer des Shakespeare zugleich der Begründer der Sanskritphilologie ist. A. W. v. Schlegel stand bereits im 48ten Jahre, als er sich mit Sanskrit zu beschäftigen anfing, aber sein bewunderungs-

würdiger Fleiss und seine durch vielseitige Übung gestärkte Orientirungsgabe machten ihn in kurzer Zeit zum Herrn der gewaltigen Schwierigkeiten, die damals dem Studium der indischen Literatur entgegenstanden. Mit Bewunderung lesen wir, wie richtig er sofort die Aufgaben präcisirte, welche zu lösen waren: »Soll« — so heisst es in der Indischen Bibliothek I, 22 — »das Studium der Indischen Literatur gedeihen, so müssen durchaus die Grundsätze der classischen Philologie, und zwar mit der wissenschaftlichsten Schärfe darauf angewandt werden. Man wende nicht ein, die gelehrten Brahmanen seyen ja durch ununterbrochene Überlieferung im Besitz des Verständnisses ihrer alten Bücher; für sie sei das Sanskrit noch eine lebende Sprache; wir dürften also nur bei ihnen in die Schule gehn. Mit den Griechen war es vor der Zerstörung von Constantinopel derselbe Fall; die Kenntnisse eines Laskaris, eines Demetrius Chalkondylas, von der alten Literatur ihres Volkes waren allerdings schätzbar; dennoch haben die abendländischen Gelehrten sehr wohl gethan, es nicht dabei bewenden zu lassen. Zur Lesung der Griechen war man indessen in Europa durch die nie ganz ausgestorbene Bekanntschaft mit der Lateinischen Literatur ziemlich vorbereitet. Hier hingegen treten wir in einen völlig neuen Ideenkreis ein. Wir müssen die schriftlichen Denkmale Indiens zugleich als Brahmanen und als Eropäische Kritiker verstehen lernen. Die heutigen Homerischen Fragen waren jenen gelehrten Griechen nicht fremder, als es die Untersuchungen über den Ursprung der Indischen Religion und Gesetzgebung, über die allmähliche Entwickelung der Mythologie, über ihren Zusammenhang und ihre Widersprüche, über ihre kosmogonische, physische oder geschichtliche Deutung, endlich über die Einmischungen späteren Betruges, den Weisen Indiens sein würden. Dem Herausgeber Indischer Bücher bieten sich dieselben Aufgaben dar, wie dem classischen Philologen: Ausmittelung der Ächtheit oder Unächtheit ganzer Schriften und einzelner Stellen; Vergleichung der Handschriften, Wahl der Lesearten und zuweilen Conjectural-Kritik; endlich Anwendung aller Kunstgriffe der scharfsinnigsten Hermeneutik« u. s. w. Diesem Programm liess A. W. v. Schlegel die That auf dem Fusse folgen. Seine Ausgaben leisten nach dem Urtheile der Kenner Alles, was damals zu leisten überhaupt möglich war, und bilden den wahrhaftigen Anfang der indischen Philologie. — Zu Bopp

stellte sich A. W. v. Schlegel anfangs freundlich. Er war es, der zuerst (in den Heidelberger Jahrbb. 1815 Sept. Nr. 56) dem Publicum ankündigte, was es von Bopp würde zu erwarten haben, er zeigte den Nalas von Bopp mit Einsicht und Wohlwollen an, und versicherte noch 1827 in dem ersten Brief an Heeren (Indische Bibliothek 2, 385), dass Bopp und er seit ihrer 1812 in Paris begonnenen Bekanntschaft »immer in freundschaftlichem Wetteifer und Einverständniss für denselben Zweck gewirkt hätten.« Später änderte sich das Verhältniss und an die Stelle des freundschaftlichen Wetteifers trat eine jener literarischen Feindschaften, die für A. W. v. Schlegel zum Lebensbedürfniss gehörten.

Zu einer gründlichen polemischen Auseinandersetzung zwischen Schlegel und Bopp ist es nicht gekommen, sondern nur zu einzelnen spitzen Epigrammen A. W. v. Schlegel's, die von Bopp erwidert wurden. Der Gegensatz bezog sich auf zwei Gebiete, die Sanskritphilologie und die Sprachforschung. Bopp hat neben seinen grossen sprachvergleichenden Arbeiten noch Zeit gefunden, die nöthigen Hülfsmittel für das Studium des Sanskrit zu schaffen, die Ausgabe des Nala, ein Glossar, und vor allen Dingen die Sanskritgrammatik in mehreren verschiedenen Fassungen. Und bei dieser beging er eine Unterlassungssünde, die A. W. v. Schlegel ihm nicht verziehen hat. Bopp hat den indischen Nationalgrammatikern niemals ein specielles Studium zugewendet, was er von ihnen gebrauchen konnte, entnahm er aus zweiter Hand, nämlich aus den Grammatiken seiner englischen Vorgänger, er selbst begnügte sich auf dem Wege directer Beobachtung und vergleichender Zergliederung in die heilige Sprache Indiens einzudringen. Nun ist gewiss nicht zu bezweifeln, dass Schlegel in der Theorie vollkommen Recht hatte, wenn er forderte, dass die einheimischen Meister der indischen Grammatik nicht vernachlässigt würden, aber ebenso sicher ist auch, dass Bopp sich von einem richtigen Gefühl leiten liess. Das Einarbeiten in die indischen Grammatiker würde bei den damaligen Hülfsmitteln Jahre gekostet haben, und mit Recht bemerkt Benfey (Geschichte der Sprachw. 389), dass es fraglich ist, ob diese eminent philologische Aufgabe sich gerade für Bopp geschickt haben würde.

Auf dem anderen Gebiet, dem der Sprachvergleichung, galt es für A. W. v. Schlegel, gleichsam die Ehre der Familie zu vertheidigen. Dass Bopp sich von der Theorie Friedrich

Schlegel's immer mehr abwendete, vermerkte der Bruder sehr übel. Er sah sich als den natürlichen Vertheidiger der »organischen« Auffassung an, der die Bopp'sche »Agglutinationstheorie« in so bedrohlicher Weise das Feld abgewann. Leider ist A. W. v. Schlegel nicht weiter gekommen als zu der Ankündigung eines grossen sprachwissenschaftlichen Werkes, welches den Titel führen sollte: Etymologicum novum sive synopsis linguarum, qua exponitur parallelismus linguae Brachmanum sacrae cum lingua Graeca et Latina; cum reliquiis linguae Etruscae, Oscae ceterarumque indigenarum veteris Italiae dialectorum; denique cum diversis populorum Teutonicorum linguis, Gothica, Saxonica, Francica, Alemannica, Scandica, Belgica. Doch ist von seinem vertrauten Schüler Christian Lassen eine umfängliche und eingehende Recension der Bopp'schen grammatischen Arbeiten vorhanden, aus der man sieht, wie etwa in dem Schlegel'schen Kreise über Bopp geurtheilt sein mag. Der Ton, in dem Lassen schreibt, ist der des kalten aber gerechten Richters. Das Löbliche wird gebührend hervorgehoben, das Verfehlte mit Ernst getadelt, nur bei der Erwähnung der Agglutinationstheorie bricht Animosität hervor. Die betreffende Stelle lautet so (Indische Bibl. 3, 78): »Ich hatte mir vorgenommen, gegen die hier wiederkehrende Agglutinationstheorie zu sprechen; da ich aber weiss, dass Herr von Schlegel über diesen Punkt reden wird, so will ich mir gern ein freiwilliges Stillschweigen über diese Materie auflegen, die es wohl verdient, von seiner überlegenen Hand behandelt zu werden. Ich will also bloss berichten, dass nach Herrn Bopp's Ansicht die charakteristischen Buchstaben der Personal-Endungen eigentlich angehängte Pronomina sind, und dass der Ursprung vieler Tempora in dem einverleibten Verbum substantivum (*as*) gesucht wird. Dieses Wort spielt überhaupt in dem vorliegenden Buche die Rolle des alten Überall-und-nirgends und verwandelt sich auf proteische Weise in die verschiedensten Gestalten. Obwohl nun die Zubereitungen, unter welchen Herr Bopp das Wörtlein *as* auftischt, mir selten besonders schmackhaft vorkommen, so will ich ihm doch aus Dankbarkeit für seine sonstigen verdienstvollen Bestrebungen eine ihm unbekannte Form dieses Verbums nachweisen, mit welcher ich zwar nicht viel anzufangen wüsste, ohne desshalb behaupten zu wollen, dass sie nicht von anderen zu den unerwartetsten Ableitungen benutzt werden

könnte. Diese Form ist *ás* (für *ást*), die dritte Person Sing. des Imperf. Act. (Pānini VII, 3, 97). Die Kürze der Form macht sie zu Ableitungen sehr geschickt, wie für Wortvergleichungen keine Wörter so brauchbar sind, als die kurzen Chinesischen, weil man bloss einen Vocal nicht zu berücksichtigen und einen Consonanten in einen andern zu verwandeln braucht, um nach Belieben Finnisch, Koptisch und Irokesisch daraus zu machen. Den Gipfel der Agglutinationstheorie erreichen wir aber in der Ableitung des einfachen Augments vom *a privativum*. Unter allen wunderlichen Eigenschaften, womit man die urweltlichen Menschen begabt hat, ist diese Logik die merkwürdigste, dass sie statt zu sagen: ich sah, gesagt haben: ich sehe nicht. Auf die Pädagogik angewandt würde diese Verfahrungs-Art so ausgedrückt werden müssen: Fange die Erziehung deiner Kinder damit an, ihnen den Kopf abzuschlagen. Ein Verbum wird erst um seine Bedeutung gebracht, um alsdann eine neue Form daraus bilden zu können.«

Diese Lassen'sche Recension erregte bei Bopp's Freunden grosse Entrüstung, aber sie hatte keine nachhaltige Wirkung, weil sie es an positiven Aufstellungen fehlen liess, welche Bopp's Agglutinationstheorie hätten ersetzen können. Auch später ist diese Lücke weder von A. W. v. Schlegel noch von einem seiner Anhänger öffentlich ausgefüllt worden. So gerieth die Schlegel'sche Opposition allmählich in Vergessenheit, Bopp's Theorieen behaupteten ungestört das Feld. Erst in Westphal's grammatischen Arbeiten hat die Schlegel'sche Ansicht eine Art von Nachblüte erlebt. Von ihnen wird weiter unten die Rede sein.

Hiernach ist der Einfluss Schlegel's auf die Sprachvergleichung nicht gerade ein direct fördernder gewesen. Aber indirect hat er nicht unbeträchtlich gewirkt. Indem Schlegel den Sanskritstudien einen mächtigen Impuls gegeben hat, gebührt ihm ein Theil des Dankes, den die Sprachvergleichung der Sanskritphilologie schuldet.

Mächtig und unmittelbar aber war die Einwirkung von Jakob Grimm. Jakob Grimm steht völlig selbständig neben Bopp. Als der erste Band der deutschen Grammatik herauskam, 1819, war von Bopp nicht mehr als das Conjugationssystem und eine Recension von Forster's Sanskritgrammatik in den Heidelberger Jahrbb. erschienen. Beides hat Grimm benutzt und angeführt, aber das ganze Gerüste

seiner Grammatik stammt aus der vor-Boppischen Periode. Worin Grimm's epochemachende Leistung besteht, können wir von ihm selbst erfahren: »Von dem Gedanken — so sagt er in der Vorrede zu der ersten Ausgabe seiner Grammatik — eine historische Grammatik der deutschen Sprache zu unternehmen, sollte sie auch als erster Versuch von zukünftigen Schriften bald übertroffen werden, bin ich lebhaft ergriffen worden. Bei sorgsamem Lesen altdeutscher Quellen entdeckte ich täglich Formen und Vollkommenheiten, um die wir Griechen und Römer zu neiden pflegen, wenn wir die Beschaffenheit unserer jetzigen Sprache erwägen; Spuren, die noch in dieser trümmerhaft und gleichsam versteinert stehen geblieben, wurden mir allmählich deutlich und die Übergänge gelöst, wenn das Neue sich zu dem Mitteln reihen konnte und das Mittele dem Alten die Hand bot. Zugleich aber zeigten sich die überraschendsten Ähnlichkeiten zwischen allen verschwisterten Mundarten und noch ganz übersehene Verhältnisse ihrer Abweichungen. Diese fortschreitende unaufhörliche Verbindung bis in das Einzelnste zu ergründen und darzustellen schien von grosser Wichtigkeit; die Ausführung des Planes habe ich mir so vollständig gedacht, dass, was ich gegenwärtig zu leisten vermag, weit dahinten bleibt.« Längst hat das Urtheil der Kenner, diesen Worten sich anschliessend, die Verdienste Grimm's in den Satz zusammengefasst: Grimm ist der Schöpfer der historischen Grammatik. Die Deutsche Grammatik wirkte mächtig auf die Zeitgenossen. Zunächst imponirte die unsägliche Fülle des Stoffes, womit verglichen die schülerhaften »Regeln« der griechischen und lateinischen Grammatik gar armselig erschienen. Erst aus Grimm's Grammatik haben wir gelernt, dass zur Gewinnung eines Gesetzes vollständige Induction nöthig sei. Sodann erhöhte seine Behandlung die Achtung vor dem, was man den Naturzustand der Sprache nennen kann, sie sicherte z. B. den sogenannten Dialecten neben der Schriftsprache ihre gehörige Stellung, nicht bloss im Gebiete des Deutschen, sondern auch anderer Sprachen, wie man aus den Worten von Ahrens abnehmen kann, der in der Widmung seines Werkes über die griechischen Dialecte dankbar des Mannes gedenkt, qui conspicuo Grammaticae Diutiscae exemplo docuit, dialectorum secundum aetates vel stirpes diversarum diligenti et sagaci comparatione quam possit in secreta linguarum penetrari. Auf die Sprachforscher wirkte besonders das im Wesentlichen

schon von Rask ausgesprochene unter Grimm's Namen gehende sogenannte Gesetz der Lautverschiebung. Während Bopp's Forschung hauptsächlich auf Vergleichung und Erklärung der Formen ausging, so dass in seiner Darstellung die Wichtigkeit der Lautbeobachtungen noch zurücktrat, stellten Rask und Grimm durch das Gesetz der Lautverschiebung die Thatsache fest, dass die Übergänge der Laute, oder wie man damals sagte, der Buchstaben ineinander nach Gesetzen erfolgen, insbesondere dass zwischen den Lauten des Deutschen einerseits und der classischen Sprachen andrerseits ein festes historisches Verhältniss zu beobachten ist. Wie einflussreich die Entdeckung des Gesetzes der Lautverschiebung geworden ist, darüber wollen wir uns von dem Schöpfer der Lautlehre der indogermanischen Sprachen, von A. F. Pott belehren lassen: »Es ist unter J. Grimm's hohen Verdiensten um besondere und allgemeine Sprachkunde gewiss keines der geringsten, den Buchstaben ihre bisher in der Sprachwissenschaft geschmälerten, natürlichen Rechte zurückgegeben und dieselben zu der gleichstufigen Stellung erhoben zu haben, welche sie in der Sprache selbst einnehmen. Grimm's geschichtliche Darlegung der Lautumwandlungen in den Germanischen Sprachen hat allein mehr Werth, als manche philosophische Sprachlehre voll einseitiger oder nichtiger Abstractionen: aus ihr geht zur Genüge hervor, dass der Buchstabe, als das handgreifliche, als das freilich auch nicht beständige, aber doch in ruhigerem Gleise sich bewegende Sprachelement im Ganzen genommen ein sicherer (sic) Faden im dunklen Labyrinthe der Etymologie ist als die oft kühn umherspringende Wortbedeutung; aus ihr, dass die Sprachforschung, insbesondere die vergleichende, ohne genaue geschichtliche Kenntniss vom Buchstaben des festen Haltes entbehrt; sie endlich zeigt mit Erstaunen erregender Klarheit, dass selbst im blossen Buchstaben nicht — wie auch sonst nirgends in der Sprache der Fall ist, wohl aber die bequeme Unwissenheit es sich gern träumen lässt — die Gesetzlosigkeit frecher Willkür herrscht, sondern vernünftige Freiheit, d. h. Einschränkung durch selbsteigene in der Natur der Laute begründete Gesetze« (Etym. Forsch. I, XII).

Vielleicht ist das Urtheil begründet, dass ausser Bopp niemand einen solchen Einfluss auf die Sprachvergleichung ausgeübt hat, wie Jakob Grimm (obgleich er nie ein Sprachvergleicher im Bopp'schen Sinne gewesen ist, und nicht immer aus den Arbeiten Bopp's die Belehrung gezogen hat,

welche sie ihm hätten gewähren können): jedenfalls darf man behaupten, dass er die unschätzbaren Gaben, welche der germanischen Grammatik von Bopp zuflossen, durch die würdigsten Gegengaben erwidert hat.

Die ungeheure Wichtigkeit der von Bopp und Grimm begonnenen Forschungen konnte den Zeitgenossen nicht verborgen bleiben, denn in der That kann man — wie Corssen sich später einmal ausdrückte — ebenso gut dem Sonnenlicht seine Anerkennung versagen, wie den Hauptresultaten der vergleichenden Sprachforschung Aber die Consequenzen, namentlich so weit die Umgestaltung der classischen Studien in Frage kam, wurden doch nur langsam gezogen. Ausgezeichnete Forscher wie Buttmann arbeiteten auf ihrem Grundstück weiter, ohne über den Zaun zum Nachbar zu blicken, der eben eine neue und bessere Methode der Bewirthschaftung erfunden hatte, und Pädagogen, die sich zu Wächtern der bestehenden Ordnung berufen fühlten, klagten über die Jünglinge, welche Alles bisher für wahr gehaltene umzugestalten sich unterfingen, aus deren Arbeiten aber für die griechische und lateinische Grammatik schliesslich doch nichts anderes herausspringe, als der »ewige Locativus« (Allgemeine Schulzeitung, Juli 1833). Alle diese aus Bequemlichkeit oder Vorurtheil Zurückbleibenden hatten einen schweren Stand gegenüber den stürmischen Angriffen des Mannes, der nach übereinstimmendem Urtheil als der hervorragendste von Bopp's Nachfolgern gepriesen wird, August Friedrich Pott, durch dessen grosses Werk: »Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der Indogermanischen Sprachen mit besonderem Bezug auf die Lautumwandlung im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Littauischen und Gothischen« Lemgo 1833—1836 die wissenschaftliche Lautlehre begründet worden ist.

Pott erkannte, dass nach den Arbeiten von Bopp und Grimm nunmehr in der Lautlehre ein sicherer Schlüssel zur Etymologie gefunden werden müsse (s. die interessante Stelle Etym. Forsch. 2, 349), und die competenten Richter haben geurtheilt, dass Pott zu der Lösung dieser Aufgabe (soweit bei Aufgaben, die der Natur der Sache nach endlos sind, von einer Lösung geredet werden kann) in hervorragendem Masse befähigt war. Er zeigte sich, wie Renan es ausgedrückt hat,

als un esprit à la fois sévère et hardi, ebenso reich mit combinatorischer Phantasie, wie mit controlirendem Urtheil ausgestattet. Ihm wird nicht nur eine sehr grosse Anzahl der für richtig geltenden Etymologieen verdankt, sondern auch die ersten Lautvergleichungstabellen, die sich auf den ganzen Umfang der verglichenen Sprachen erstrecken. Die Zukunft wird wie ich glaube urtheilen, dass Pott bisweilen, von seiner Phantasie verleitet, sich gewaltsame Annahmen gestattet hat (so namentlich in Bezug auf die Zerlegung von Wurzeln, ein Punkt, in dem ihn Curtius siegreich bekämpft hat), aber dass, im Grossen und Ganzen gesprochen, er mehr als ein anderer Mann zur Gewinnung fester Gesetze für die Lautübergänge beigetragen hat, und wird in Folge dessen Pott's Etymologische Forschungen zu den Grundwerken der vergleichenden Grammatik rechnen, denen neben den Arbeiten von Bopp und Grimm der nächste Platz gebührt. Was die Frage der Entstehung der Flexionsformen betrifft, so schliesst Pott sich an Bopp an, indem er urtheilt, Bopp habe die Flexion so durchsichtig und klar gemacht, dass man, einige noch ungelöste kleinere Schwierigkeiten abgerechnet, deren Natur und Wesen hinreichend etymologisch begreife und erkenne (2, 364). Er findet also ebenso wie Bopp in der Flexion das Princip der Zusammensetzung hauptsächlich wirksam, ohne indessen daneben die symbolische Erklärung gänzlich zu verwerfen. »Die Sprachbezeichnung — so drückt er sich aus — ist entweder symbolisch oder kyriologisch. In der Declination ist die Motion und Geschlechtsbezeichnung häufig symbolisch, die Casualisation und Numeralisation dagegen meistens kyriologisch« (2, 621). Die Flexionsendungen des Verbums fasst er im Wesentlichen ebenso wie Bopp auf, doch verdient bemerkt zu werden, dass er das *n* in der dritten Pluralis auf *anti* nicht wie dieser symbolisch erklärt wissen will, sondern als einen Pronominalstamm ansieht (was später auch Schleicher that) und dass er die erste Plur. *masi* als entstanden aus »ich« und »du« deutete (2, 710). Er ist also ebenso entschieden Anhänger der Erklärung durch Agglutination wie Bopp, wenn er auch, wie wir später sehen werden, die sprachhistorischen Consequenzen aus der Bopp'schen Theorie abweisen möchte.

Neben und nach Pott ist vor Allem Theodor Benfey zu nennen, der, im Ganzen ein Anhänger von Bopp, schon in den ersten Jahren seines Auftretens eine selbständige Thätigkeit nach verschiedenen Seiten hin wendete. Sein grie-

chisches Wurzellexikon, Berlin 1839, der Vorläufer einer im grössten Stile gedachten, später nicht weiter ausgeführten griechischen Grammatik, zeigte bei einer erstaunlichen Fülle des Inhaltes die reichste Combinationsgabe, kann aber in Bezug auf die Auffassung der Lautveränderungen nicht als ein Fortschritt gegenüber dem Bopp'schen Standpunkte bezeichnet werden. Seine Theorie über die primären Verba, welche er an Stelle dessen, was man sonst Wurzel nennt, setzen möchte, und über die Ableitung der stammbildenden Suffixe wird uns weiter unten beschäftigen, wogegen schon hier das grosse Verdienst hervorgehoben werden mag, das Benfey sich durch seine Arbeiten auf dem Gebiet der indischen Philologie, insbesondere durch seine Ausgabe des Sāmaveda, Leipzig 1848, erworben hat. Sein Glossar zum Sāmaveda brachte den Sprachforschern zum ersten Mal zuverlässiges Material aus der vedischen Sprache zu bequemer Benutzung dar, und hat auf das etymologische Studium den heilsamsten Einfluss ausgeübt.[1])

Diese Notiz über ein im Jahre 1848 erschienenes Buch greift im Grunde schon in die nächste Periode über, deren Darstellung sich in anderen Formen als bisher zulässig war, bewegen muss. Denn in der Zeit, die nunmehr wenn nicht zu schildern doch zu erwähnen sein wird, tritt eine grosse Anzahl von Gelehrten auf, deren Thätigkeit sich derartig verschlingt, dass es gerathen sein wird, die Darstellung nicht mehr nach den Persönlichkeiten, sondern nach den zu Tage tretenden Richtungen und Strebungen zu gliedern. Nur Schleicher, der einen Theil dieser Bestrebungen zusammenfasst und zu einem gewissen Abschluss bringt, wird wieder eine Schilderung für sich in Anspruch nehmen können.

In der Periode zwischen Pott's Etymologischen Forschungen und Schleicher's Compendium ist — was zunächst unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen muss — eine sehr bedeutende Erweiterung unserer Kenntnisse eingetreten. Vielleicht war keine Erweiterung für die Sprachwissenschaft folgenreicher, als die auf dem indischen Gebiet vollzogene. Die Aufschliessung der indischen Literatur ist in der Art erfolgt, dass uns zuerst das indische Mittelalter entgegentrat,

---

[1]) Eine warm empfundene Würdigung Benfey's († 26. Juni 1881) verdanken wir Bezzenberger (Bezzenberger's Beiträge 8, 234 ff.).

hinter dem dann erst später, als etwa von dem Jahre 1840 an die vedischen Studien aufzublühen anfingen, das indische Alterthum emportauchte. Durch die Arbeiten von Rosen, Roth, Benfey, Westergaard, Müller, Kuhn, Aufrecht u. a. wurde in verhältnissmässig kurzer Zeit eine Fülle neuen und zuverlässigen Stoffes den Etymologen zugeführt, die bis dahin mit indischen lexikalischen Hülfsmitteln nur verhältnissmässig schlecht versehen waren. Das Lexikon von Wilson (über welches neben dem Artikel Schlegel's in der Indischen Bibliothek 1, 295 ff. das Vorwort von Böhtlingk und Roth zu dem ersten Bande ihres Wörterbuchs nachzulesen ist) war alles eher als ein historisch angeordnetes Lexikon, und die indischen Wurzelverzeichnisse sind ein Hülfsmittel, das eigenthümliche Gefahren in sich birgt. Selbst wenn wir annehmen könnten, dass die Verzeichnisse, welche die indischen Grammatiker aufgestellt haben, völlig correct angefertigt oder überliefert wären, würden sie zu etymologischen Vergleichungen nur mit Reserve zu benutzen sein, denn die Art wie jene indischen Gelehrten die Bedeutungen angeben, ist eine andere als die uns geläufige. Wenn sie zu einer Wurzel den Localis eines Substantivums zur Bestimmung ihres Sinnes hinzufügen, so wollen sie damit nicht immer den individuellen Sinn, sondern oft nur die allgemeine Bedeutungs-Kategorie angeben, unter die ein Verbum fällt. Darum warnte der kritische Herausgeber dieser Verzeichnisse, Westergaard (Radices linguae sanscritae Bonn 1841) vor allzu vertrauensvoller Benutzung: »Ceterum puto cavendum esse, ne illa grammaticorum de potestate radicum decreta nimis urgeantur, nam illis nihil vagius, nihil magis dubium et ambiguum esse potest; sic, ut unum modo exemplum afferam, vocula quae *gatau* est, unumquemque motum ut eundi, currendi volandi etc. indicat, quin etiam exprimit mutationem, quam subit lac coagulando, et nescio quam multas alias.« Zu dieser Schwierigkeit kommt nun noch hinzu, dass die Wurzeln natürlich nicht alle correct aufgestellt sind. Wir dürfen also, wenn wir vorsichtig verfahren wollen, einer Wurzel nicht eher trauen, als bis sie in der Literatur belegt ist (und sehr viele sind das nicht), es sei denn, dass sich ein Grund ermitteln lässt, warum eine Wurzel naturgemäss in der Schriftsprache fehlt, wie das z. B. bei *pard* gleich πέρδομαι der Fall ist. Sie sind aber ausserdem nicht correct überliefert, sondern allen den Unbilden ausgesetzt gewesen, welche die Zeit an literari-

schen Produkten zu verüben pflegt. Und die Verderbung hat nicht bloss die Wurzeln getroffen (wie denn Westergaard S. IX nicht weniger als 130 Wurzeln anführt, die bei seinen Vorgängern irrthümlich figurirten und zum Theil zu Vergleichungen gebraucht worden waren), sondern auch die Bedeutungsangaben. Man sieht wie viel Veranlassung zum Irrthum vorhanden war, und in der That ist auch durch etymologische Ausnutzung unbelegter Wurzeln und irrthümlich angenommener Bedeutungen viel gesündigt worden. Dass dieser Quell des Irrthums jetzt verstopft ist, verdanken wir den Arbeiten der oben genannten Männer, in erster Linie aber dem Sanskrit-Wörterbuch von Böhtlingk und Roth, diesem unvergleichlichen Meisterwerke, das für die Sprachforschung beinahe ebenso epochemachend geworden ist, wie für die Sanskritphilologie.

Neben dem Sanskrit hat namentlich das Slavische und Keltische Bearbeitung gefunden. Und zwar ist auf dem slavischen Gebiet nach Dobrowsky und Kopitar vor allen Anderen Franz Miklosich zu nennen, dessen unermüdliche noch heute fortwirkende Arbeitskraft das weite Reich des Slavischen auch für die nicht-slavischen Forscher erobert hat, auf dem Gebiete des Keltischen (von dem Pott Etym. Forsch. 2, 478 noch annahm, dass es einem andern als dem indogermanischen Stamm angehöre, sich aber in vorhistorischer Zeit mit ihm vermischt habe) einer der grössten Gelehrten aller Zeiten Johann Caspar Zeuss, dessen Grammatica celtica (zuerst erschienen 1853) nach des Verfassers 1856 erfolgtem Tode in Hermann Ebel einen würdigen Bearbeiter gefunden hat (Berlin 1871). Doch darf man, so hoch auch diese Leistungen anzuschlagen sind, wohl behaupten, dass in der Zeit, die uns hier beschäftigt, das Sanskrit, die klassischen Sprachen und das Germanische stets so zu sagen die leitende Stellung eingenommen haben.

Ausser der Erweiterung der Kenntnisse erscheint die Stellung zu den Lautgesetzen charakteristisch. Was ich meine, wird gut verdeutlicht durch eine Stelle aus Curtius' Bemerkungen über die Tragweite der Lautgesetze (Berichte der phil.-histor. Classe der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften 1870), welche so lautet: »Nach den ersten kühnen Anläufen der Begründer unserer Wissenschaft erkannte sich seit den vierziger Jahren ein jüngeres Geschlecht an der Losung: strengste Beobachtung der Lautgesetze. Der Miss-

brauch, welcher selbst von verdienten Forschern mit der Annahme von Schwächungen, Entartungen, Abwerfungen u. s. w. getrieben worden war, hatte ein wohlbegründetes Misstrauen hervorgerufen, das zu grösserer Schärfe und Zurückhaltung in dieser Beziehung führen musste. Die Folgen der in diesem Sinne strengeren Richtung sind, das darf man wohl sagen, wohlthätig gewesen. Genauere Beobachtung der Lautübergänge und ihrer Anlässe, sorgfältigere Sonderung der einzelnen Sprachen, Sprachperioden und Sprachvarietäten von einander, bestimmtere Einsicht in die Entstehung vieler Laute und Lautgruppen wurden erreicht. Wir sehen in dieser Hinsicht bedeutend weiter und klarer als vor zwanzig Jahren, was sich am deutlichsten daran ermessen lässt, dass manche früher ausgesprochene luftige Behauptung selbst von denen als unmöglich erkannt ist, die sie zuerst aufgestellt haben.«

Als besonders wichtig muss endlich das Bestreben, die einzelnen Sprachen strenger von einander zu sondern, hervorgehoben werden. Bopp machte sich kein Gewissen daraus, einen im Lateinischen behaupteten Lautwechsel durch einen Hinweis auf das Armenische zu begründen. Diese Freiheit sollte von nun an nicht mehr gestattet sein. Jede einzelne Sprache sollte nach ihren Eigenthümlichkeiten erkannt werden. In dieser Richtung wirkten mächtig die Arbeiten von Georg Curtius (von dessen Bemühungen auf dem allgemein-indogermanischen Gebiete noch weiter unten die Rede sein wird), seine Untersuchungen über die Bildung der Tempora und Modi im Griechischen und Lateinischen, und seine Grundzüge der griechischen Etymologie. Es war die Absicht dieses Buches den sicheren Gewinn, welchen die Sprachvergleichung der griechischen Etymologie gebracht habe, zu verzeichnen, und diese Aufgabe ist — um es mit Ascoli's Worten zu sagen — mit jener Meisterschaft in positiver schaffender Kritik gelöst worden, die den Verfasser auszeichnet. Nicht so glücklich war Corssen auf dem italischen Gebiete. Mit Recht tadelte Benfey (Orient und Occident 1, 230 ff.) die individualisirende Manier dieses Forschers, dessen Betrachtungsweise dahin führen musste, auch dasjenige im Italischen als individuell anzusehen, was sicher schon der indogermanischen Grundsprache angehört hat. Doch wird man nicht leugnen können, dass Corssen namentlich durch die erste Auflage seines Werkes, in welcher die Vergleichung nicht so stark hervortritt, sich um bessere Erkenntniss des Italischen erhebliche Verdienste

erworben hat (vgl. darüber das treffende Urtheil von Ascoli Kritische Studien S. IX).

Eine Reihe der Bestrebungen dieser Zeit (nicht alle, denn z. B. die Schule von Benfey ist oft ihre eigenen Wege gegangen) findet eine Art von Zusammenfassung in August Schleicher's Compendium. Ich halte es desswegen für angemessen, nunmehr Schleicher eine etwas eingehendere Betrachtung zu widmen.

Drittes Kapitel.

August Schleicher.

Schon bei der ersten Bekanntschaft mit den Arbeiten August Schleicher's (geb. 1821, gest. 1868) drängt sich die Beobachtung auf, dass auf diesen Gelehrten von zwei Wissensgebieten aus, die ausserhalb der Sprachwissenschaft stehen, ein von ihm selbst anerkannter Einfluss geübt worden ist, nämlich von der Hegel'schen Philosophie, der er in jüngeren Jahren anhing, und der modernen Naturwissenschaft, für die er namentlich in der letzten Zeit seines Lebens eine warme, ja leidenschaftliche Vorliebe gezeigt hat[1]). Versuchen wir, ehe wir Schleicher in das Detail seiner Untersuchungen folgen, die Art und Stärke dieser Einflüsse im Allgemeinen zu bestimmen.

Sofort in der Einleitung zu seinem ersten grösseren Werke, den Sprachvergleichenden Untersuchungen (Bonn 1848) zeigt sich Schleicher als ein Anhänger Hegel's, wie aus einer Übersicht über die dort ausgesprochenen Gedanken hervorgeht. Die Sprache — so wird dort ausgeführt — geht auf in Bedeutung und Beziehung. Die erstere ist enthalten in der Wurzel, die Beziehung in den Bildungssilben.

---

[1]) Wenn auch die Neigung dazu schon früh hervortritt, vgl. Formenlehre der kirchensl. Sprache. Vorrede S. VI Anm.

Darum kann es drei und nur drei Classen von Sprachen geben. Entweder wird die Bedeutung allein bezeichnet, das geschieht in den isolirenden Sprachen. Oder der Beziehungslaut wird an den Bedeutungslaut angefügt, das geschieht in den agglutinirenden Sprachen. Oder endlich Bedeutungs- und Beziehungslaut bilden die innigste Einheit — in den flectirenden Sprachen. Ein Viertes ist nicht möglich, weil der Beziehungslaut allein nicht bestehen kann. Den drei hiermit charakterisirten Momenten des Systems nun müssen drei Perioden der Entwicklung entsprechen. Man wird also zu der Annahme getrieben, dass die isolirenden Sprachen die älteste Form repräsentiren, dass aus ihnen die agglutinirenden entstanden, und aus diesen die flectirenden, so dass die letzte Stufe die beiden vorhergehenden aufgehoben in sich enthält. Aber mit dieser theoretischen Construction — so argumentirt Schleicher weiter — steht unsere Erfahrung nicht in Einklang, denn wir finden die Sprachen, welche in den Kreis unserer Erfahrung treten, nicht in der Entwicklung, sondern in der Zersetzung begriffen, es entstehen nicht vor unseren Augen höhere Formen, sondern die bestehenden lösen sich auf. Da nun aber sowohl die philosophische Construction als das Resultat der Beobachtung zu Recht bestehen muss, so ergiebt sich als nothwendige Folgerung, dass die beiden Processe, von denen die Rede ist, in verschiedene Zeiten gelegt werden müssen. In der vorgeschichtlichen Zeit haben sich die Sprachen gebildet, in der geschichtlichen vergehen sie. Sprachbildung und Geschichtsbildung sind Thätigkeiten des menschlichen Geistes, die sich gegenseitig ausschliessen.

So weit in gedrängter Wiedergabe das Raisonnement Schleicher's, das auch in späteren Arbeiten ganz oder theilweise wiederkehrt, und auch von der naturwissenschaftlichen Strömung, die in der letzten Zeit in ihm mächtig wurde, nicht ganz weggeführt worden ist.

Es ist hier nicht der Ort, in eine Kritik dieser Ansichten einzutreten, deren Schwäche ohnehin heute Niemandem entgeht, wohl aber ist es von Interesse die Frage zu beantworten, inwieweit Schleicher sich von Hegel abhängig zeigt. In materialibus ist offenbar die Abhängigkeit gering. Die Eintheilung zunächst der Sprachen in die genannten drei Gruppen stammt nicht aus Hegel, sondern aus der Erfahrung. Schleicher hatte sie sich an der Hand von Friedrich Schlegel und Wilhelm v. Humboldt erarbeitet (vgl.

Beiträge von Kuhn und Schleicher 1, 3, Anm.). Die Meinung ferner, dass die Flexion aus Zusammensetzung entstanden sei, war eine Consequenz der Bopp'schen Formanalyse welcher Schleicher sich im Grossen und Ganzen anschloss, und sodann die Theorie, dass wir die Sprachen (wenigstens die indogermanischen) nur im Zustande des Verfalles beobachten können, stammt ebenfalls von Bopp. So kann man denn den sachlichen Einfluss Hegel's nur etwa in dem Aufnehmen jener Meinung finden, dass in der Entwicklung der Menschheit eine vorgeschichtliche Periode, in welcher der Geist noch träumerisch gebunden war, und eine geschichtliche, in welcher er zur Freiheit erwacht, zu unterscheiden sei. Die Zerfällung der Entwicklung des Menschengeschlechts in eine vorgeschichtliche und eine geschichtliche Periode (wobei der vorgeschichtlichen Periode die Ausbildung der Sprache zufällt) hat Schleicher stets beibehalten, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass diese Anschauungsweise ihm durch Hegel zugeführt worden sei.

Während somit das Gedankenmaterial, das man als Hegelisch in Anspruch nehmen könnte, bei Schleicher nicht gross ist, ist in der genannten Jugendarbeit in der Formung der Gedanken und dem Aufbau der Beweisführung der Hegel'sche Ductus unverkennbar. Dieser Ductus verlor sich bei Schleicher mit zunehmender Reife, indess kann man ihn auch in späteren Arbeiten noch durchfühlen, und namentlich an der Terminologie noch hier und da nachweisen.

Als Summe ergiebt sich, dass der Einfluss der Hegelschen Philosophie auf Schleicher nur ein mässiger und ziemlich äusserlicher gewesen ist.

Zu den Naturwissenschaften verhielt sich Schleicher anders als die meisten Philologen, insofern als er wirklich viel davon verstand. Namentlich war er in der Botanik bewandert. Wie Naturforscher, die ihn gekannt haben, erzählen, war er wegen seiner trefflichen Präparate für das Mikroskop ebenso berühmt, wie durch gewisse Erzeugnisse seiner gärtnerischen Kunst. Diese Studien und Liebhabereien gewannen mit den Jahren einen immer grösseren Einfluss auf esine sprachwissenschaftlichen Anschauungen. Wenn er, in seinem geliebten Garten auf und ab wandelnd, Formen der Sprache analysirte, so mochte ihm oft der Gedanke kommen, dass wer Formen und wer Pflanzen zerlegt im Grunde dasselbe Geschäft treibe, und wenn er die Gesetzmässigkeit

der sprachlichen Entwicklung erwog, welche klar zu legen sein ernstestes Bestreben war, so erschien ihm die Vorstellung sehr natürlich, dass die Sprache nichts Anderes sei als ein Naturwesen. Diese Eindrücke und Gedanken gestalteten sich in seinem systematisirenden Geiste zu einer ernsthaften Lehre, deren Hauptsätze die folgenden sind: Die Sprache ist ein Naturorganismus, sie lebt wie die anderen Organismen, wenn sie auch nicht wie der Mensch handelt. Die Wissenschaft von diesem Organismus gehört zu den Naturwissenschaften, und die Methode, mittels deren sie betrieben werden muss, ist die naturwissenschaftliche. Schleicher legte auf diese Sätze hohen Werth, und ich möchte behaupten, dass, wenn man ihn in seinen letzten Jahren gefragt hätte, worin nach seiner eigenen Meinung sein wissenschaftliches Verdienst bestehe, er geantwortet haben würde, es bestehe in der Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode auf die Sprachwissenschaft. Das Urtheil des grössten Theiles der Mitwelt war ein anderes, und jetzt ist man wohl ziemlich einig darüber, dass jene drei Schleicher'schen Sätze nicht gebilligt werden können. Den Ausdruck Organismus hatte schon Bopp auf die Sprache angewandt, er hatte aber damit nichts anderes sagen wollen, als dass die Sprache kein willkürliches Gemächte sei. Ein solches Bild mag man gelten lassen, wenn man aber mit dem Bilde Ernst machen will, tritt der Widerspruch hervor. Die Sprache ist nun doch einmal kein Wesen, sondern Äusserung von Wesen, sie ist also, wenn in der Sprache der Naturwissenschaften geredet werden soll, nicht ein Organismus, sondern eine Function. Auch die Einreihung der Sprachwissenschaft unter die Naturwissenschaften wird sich schwerlich durchsetzen lassen. Da die Sprache etwas ist, was in der menschlichen Gesellschaft erscheint, so gehört die Wissenschaft der Sprache nicht zu den Naturwissenschaften, wenigstens wenn man dieses Wort in dem hergebrachten technischen Sinne auch weiter anwenden will. Und was endlich die Methode betrifft, so steht wie mir scheint fest, dass es eine für alle Naturwissenschaften geltende gleiche Methode nicht giebt. Für einen Theil der Naturwissenschaften ist die Anwendung der Mathematik, für einen andern das Experiment, für einen dritten endlich, wohin z. B. die Biologie gehört, das sogenannte genetische Verfahren bezeichnend. Und mit diesem hat die sprachwissenschaftliche Methode allerdings Ähnlichkeit, insofern die Objecte beider Wissenschaften

solche sind, deren geschichtliches Werden man zu begreifen sucht.

Indessen es ist nicht meine Absicht, mich auf eine eingehendere Kritik dieser Ansichten einzulassen. Denn für meinen augenblicklichen Zweck liegt nicht die Aufgabe vor, zu zeigen ob Schleicher's Ansichten richtig oder falsch sind, sondern wie sie in ihm entstanden sind und gewirkt haben. Auch lässt sich das Sachverhältniss wohl schon aus dem bisher Beigebrachten richtig erkennen. Man kann, wie ich glaube, darüber nich zweifelhaft sein, dass die Naturwissenschaft zwar auf Schleicher einen nachhaltigeren Einfluss ausgeübt hat, als die Hegel'sche Philosophie, dass sie aber weit davon entfernt gewesen ist, seinem Forschen Richtung und Methode anzuweisen. Die Wirkung der Darwin'schen Anschauungen auf die Sprache lässt sich nicht an Schleicher beobachten, sie wird uns vielmehr in der Adaptationstheorie seines Gegners Alfred Ludwig entgegentreten. Die Richtigkeit dieser Behauptung wird sich noch deutlicher bei einer raisonirenden Übersicht über Schleicher's sprachwissenschaftliche Arbeiten, zu der ich mich nunmehr wende, herausstellen.

Den ersten Arbeiten Schleicher's merkt man die philosophische Atmosphäre, aus der sie hervorgegangen sind, noch deutlich an, insofern sie nicht sowohl eingehende Detailuntersuchungen als vielmehr eine systematische Übersicht über ein weites Gebiet bezwecken. Denn seine »Sprachvergleichenden Untersuchungen« verfolgen in ihrem ersten Theile gewisse Einwirkungen des *j* (den sogenannten Zetacismus) durch möglichst viele Sprachen und geben im zweiten Theil (den »Sprachen Europa's«) den Abriss eines Systems der Linguistik. Ganz ähnlichen Charakter trägt auch eine weit spätere Arbeit, »Die Unterscheidung von Nomen und Verbum in der lautlichen Form« (Sächs. Ges. d. Wiss. Leipzig 1865). Indess begann Schleicher schon früh sich neben diesen allgemeinen Studien ein Specialgebiet zu eigen zu machen, die slavischen Sprachen, und auf diesem Gebiet hat er sich Verdienste erworben, die kein Wandel der Zeiten und Ansichten ihm wird streitig machen können. Schleicher steht neben Miklosich etwa so wie auf dem germanischen Gebiete Bopp neben Grimm. Er hat mehr als irgend jemand sonst dazu beigetragen, die slavischen Sprachen durch das Licht der Vergleichung zu erhellen. Ganz neuen Stoff hat er der Wissenschaft

durch seine litauischen Studien zugänglich gemacht, indem er die litauischen Formen an Ort und Stelle wie ein Botaniker sammelte und in dem Herbarium seiner Grammatik für alle Zeiten aufbewahrte. Durch die Pflichten des akademischen Berufs (in Bonn, Prag, Jena) ward er veranlasst auch den übrigen indogermanischen Sprachen seine stetige Aufmerksamkeit zu widmen, und war somit in der denkbar vielseitigsten Weise auf das Hauptwerk seines Lebens vorbereitet, das Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen (Weimar 1861), welches, da ein früher Tod ihn von weiteren grossen Plänen abrief, uns zugleich als die Krönung seiner ganzen Wirksamkeit gelten muss.

Scheicher's Compendium steht als der Abschluss einer Periode in der Geschichte der Sprachwissenschaft den einleitenden Arbeiten Bopp's gegenüber. Darum ist denn auch der Totaleindruck, den die Vergleichende Grammatik einerseits und das Compendium andererseits hervorbringen, so ausserordentlich verschieden. Bopp musste die wesentliche Gleichheit der indogermanischen Sprachen beweisen, Schleicher setzte sie als bewiesen voraus, Bopp erobert, Schleicher organisirt. Bopp wendete seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf dasjenige, was allen indogermanischen Sprachen gemeinsam ist, für Schleicher ergab sich die Aufgabe, die einzelnen indogermanischen Sprachen auf dem gemeinsamen Hintergrunde hervortreten zu lassen. Desshalb ist die vergleichende Grammatik eine zusammenhängende Schilderung, während das Compendium ohne grosse Mühe in eine Anzahl von Einzelgrammatiken auseinandergenommen werden könnte. Der Verfasser der Grammatik giebt der Darstellung des Einzelnen überwiegend die Form der Untersuchung, die er mit grosser natürlicher Anmuth handhabt, das Compendium dagegen bewegt sich fast nur in dem knappen und gleichförmigen Stil der Behauptung. Das ältere Werk lässt sich mit der Darstellung eines interessanten Processes vergleichen, das jüngere mit den Paragraphen einer Gesetzsammlung.

Weniger stark tritt die Verschiedenheit hervor, wenn man die in den beiden Büchern niedergelegten Ansichten mit einander vergleicht. Was zunächst die Bopp'sche Theorie über die Entstehung der Flexion betrifft, so hat Schleicher dieselbe im Wesentlichen angenommen, wenn auch anders formulirt. Wie dieser betrachtet er Wurzeln, deren unverbrüchliches Gesetz die Einsilbigkeit ist, als die constituirenden

Elemente des Indogermanischen. Wie dieser unterscheidet er zwei Classen der Wurzeln (hält es aber, abweichend von Bopp, für wahrscheinlich, dass die sogenannten pronominalen Wurzeln aus den andern hervorgegangen seien). Wie dieser sieht er in den Stamm- und Wortbildungssuffixen angefügte Pronomina. Nur im Einzelnen weicht er ab. So hat er in der Erklärung der Medialendungen, bei der Bopp schwankte, sich mit Entschiedenheit für die Theorie der Zusammensetzung ausgesprochen, die er bis ins Einzelnste ausführte. In der Auffassung der Pluralendungen des Activs hat er sich Pott angeschlossen, das Element des Optativs findet er nicht in der Wurzel *ī* oder *i*, sondern in der Pronominalwurzel *ja* (ohne sich freilich darüber auszusprechen, wie sich wohl unter dieser Annahme die Bedeutung des Optativs erkläre), in dem Conjunctiv, den Bopp noch nicht mit Sicherheit als besonderen Modus aufgefasst hatte, sah er die Pronominalwurzel *a*.

Eine sehr erhebliche Verschiedenheit freilich scheint in der Bestimmung des Begriffes der Flexion obzuwalten, die Schleicher Comp. §. 2 so definirt: »Im Vocalismus beruht das Wesen der Flexion.« Diese zunächst sehr auffällig klingenden Worte sind folgendermassen zu verstehen: Schleicher erkennt zwei Classen von Sprachen an, in denen die Formen durch Zusammensetzung entstehen, die agglutinirenden und die flectirenden. Das Eigenthümliche der letzteren findet er darin, dass sie den Wurzelvocal zum Zwecke des Beziehungsausdrucks verändern können, so sei z. B. εἶμι aus ι und μι zusammengesetzt und ι zum Zweck des Beziehungsausdrucks in ει verändert. Die flectirenden Sprachen haben also das Princip der Zusammensetzung und ausserdem die Fähigkeit, den Wurzelvocal in der angegebenen Weise zu verändern. In die Definition aber hat Schleicher nur diese letztere unterscheidende Eigenschaft aufgenommen. Man sieht leicht, dass in dieser Fassung der Definition sich ein Rest der Schlegel'schen Auffassung der Flexion verbirgt, der Schleicher in früherer Zeit näher stand, aber der Rest ist seiner Bedeutung nach so geringfügig, dass man trotzdem Schleicher mit Recht als Anhänger der Bopp'schen Agglutinationstheorie bezeichnen kann.

Auch darin stimmt Schleicher Bopp bei, dass er die Fähigkeit, durch Agglutination neue Bildungen zu schaffen, nicht auf die Urzeit beschränkte, sondern Zusammensetzungen

nach dem Princip der Ursprache auch in den Einzelsprachen (z. B. bei dem lateinischen Perfectum) gelten liess.

Am grössten scheint die Verschiedenheit in der Lautlehre, aber auch bei dieser nicht in den Principien. Principiell steht Schleicher auf demselben Boden wie Bopp, insofern er wie dieser in den Lautveränderungen der Sprachen nicht Entwicklung sondern Verfall sieht, und wie dieser gelegentliche, wenn auch viel seltenere Ausnahmen von den geltenden Lautgesetzen zugesteht.

Aber der graduelle Unterschied zwischen den beiden Lautlehren ist ein sehr erheblicher. Wie stattlich erscheint die Schleicher'sche Lautlehre, welche die Hälfte des ganzen Compendiums umfasst, gegenüber dem ziemlich dürftigen und ungleichmässig gearbeiteten Kapitel bei Bopp, welches den Titel Schrift- und Lautsystem trägt! War es doch die Aufgabe Schleicher's, die ganze Fülle von Detailuntersuchungen, welche nach Bopp von Pott, Benfey, Kuhn, Curtius, ihm selbst u. a. unternommen worden waren, kritisch zu sichten und zu verwerthen. In der Behandlung zeigen sich die schon oben scizzirten Fortschritte. Den Verschiedenheiten der einzelnen Sprachen ist Rechnung getragen, alle verwandten Fälle sind sorgfältig zusammengestellt, und an dem Gewonnenen wird die Wahrscheinlichkeit des einzelnen Falles ermessen. So hat Schleicher eine grosse Reihe von sorgfältig erwogenen und gut begründeten Lautgesetzen aufgestellt, die jedem Etymologen als Richtschnur zu dienen bestimmt waren, und unstreitig hat er sich durch dieses Geschäft des Sichtens und Ordnens ein sehr grosses Verdienst erworben.

Natürlich haben alle solche Gesetze nur einen provisorischen Werth. Denn da einleuchtende Etymologieen das Material sind, aus dem die Lautgesetze gezogen werden, und dieses Material sich immer vermehren und verändern kann, so können auch immer noch neue Lautgesetze erkannt oder alte umgestaltet werden. Schleicher selber freilich hat diesen Gedanken, dessen Richtigkeit uns die Erfahrung hinreichend bestätigt hat — denn wie viel Neues ist nicht allein von Fick gefunden worden! — nicht hinreichend gewürdigt. Es hing das, wie es scheint, damit zusammen, dass er selbst in seinem systematisirenden Geiste jene combinatorische Phantasie nicht spürte, welche zur Entdeckung neuer Etymologieen nothwendig ist, und desshalb den Werth des Etymologisirens überhaupt zu gering veranschlagte.

Somit ergiebt sich, dass in allen den bis jetzt besprochenen wichtigen Punkten der Unterschied zwischen Bopp und Schleicher nicht als ein principieller bezeichnet werden kann. Es bleibt aber noch ein Punkt zurück, der jedenfalls Schleicher's Originalität am meisten zur Anschauung bringt, ich meine die construirte indogermanische Ursprache, über die nunmehr zu handeln ist. Die früheste Äusserung über diese Ursprache finde ich in der Vorrede zu der Formenlehre der kirchenslavischen Sprache, wo es so heisst: »Bei dem vergleichen von sprachformen zweier verwanten sprachen suche ich vor allem die verglichenen formen beide auf ire mutmaszliche grundform, d. i. die gestalt, die sie abgesehen von den späteren lautgesetzen haben müssen, zurückzufüren oder doch überhaupt auf eine gleiche stufe der lautverhältnisse zu bringen. da uns auch die ältesten sprachen unseres stammes, selbst das sanskrit, nicht in ihrer ältesten lautlichen gestaltung vorliegen, da ferner die verschiedenen sprachen in ser verschiedenen altersstufen bekant sind, so muss diese altersverschiedenheit nach tunlichkeit erst aufgehoben werden ehe verglichen werden kann, die gegebenen grössen müssen erst auf einen gemeinsamen auszdruck gebracht werden, ehe sie zu einer gleichung angesetzt werden können, sei dieser gleiche auszdruck der zu erschlieszende älteste beider zusammengestellten sprachen oder die lautform der einen derselben.« Hiernach kann also beim Vergleichen zweier Sprachen entweder die Form einer Sprache auf die andere reducirt werden (z. B. slav. *pekąšta* auf ein skr. *pakantjasja* s. a. a. O.) oder es können beide Formen auf eine gemeinsame Urform gebracht werden. Die erstere Methode ist in der Praxis bei Schleicher so viel ich sehe wenig zur Anwendung gekommen, dagegen die zweite enthält die Vorschrift für die Bildung indogermanischer Grundformen, wenn man statt Vergleichung zweier Sprachen die Worte Vergleichung aller indogermanischen Sprachen einsetzt. Man ziehe bei einer in allen Sprachen vorkommenden Form dasjenige ab, was der Specialentwicklung der Einzelsprachen angehört, und was dann übrig bleibt, ist die Urform. Ein Beispiel wird die Anweisung veranschaulichen. Im Sanskrit heisst das Feld *ágras*, im Griech. ἀγρός, im Lat. *ager*, im Gothischen *akrs*. Nun weiss man dass im Got. *k* aus *g* hervorgegangen und vor dem *s* ein *a* verloren worden ist, so ergiebt sich aus dem Gothischen die Urform *agras*, ferner weiss man, dass das griechische ο aus

a herzuleiten ist und kommt also ebenfalls auf *agras*, und so bei jeder Einzelsprache. Somit darf *agras* als Urform betrachtet werden, ein gleiches Verfahren lässt den Acc. *agram*, den Gen. *agrasja*, den Abl. *agrāt*, den Nom. Pl. *agrāsas* u. s. f. erschliessen, ferner eine grosse Anzahl von Pronominibus, Präpositionen u. s. w. Alle diese Formen zusammen bilden die indogermanische Ursprache, oder wenn man diesen Satz in historischer Fassung ausdrücken will: die Ursprache ist die Sprache, welche unmittelbar vor der ersten Trennung des indogermanischen Urvolks gesprochen wurde.

Freilich hat Schleicher sich mit diesem einfachen und deutlichen Begriff der Ursprache nicht immer begnügt, denn er schreibt ihr häufig eine Eigenschaft zu, welche aus der bisher gegebenen Begriffsbestimmung nicht abgeleitet werden kann, die Eigenschaft völliger Ursprünglichkeit und Unversehrtheit. Ein Beispiel wird am besten deutlich machen, was gemeint ist. Der Nominativ des Wortes für Mutter lautet im Sanskrit *mātā́*, im Griech. μήτηρ, im Litauischen *moté'*, im Altslavischen *mati*, im Althochdeutschen *muoter*. Nirgends erscheint im Nom. ein *s*. Man kann also durch Vergleichung der Einzelformen nur auf die Form *mātār* oder *mātā* kommen (das Letztere wenn man annimmt, dass das *r* z. B. in μήτηρ aus den obliquen Casus in den Einzelsprachen wiederum in den Nominativ eingeführt wäre), aber nicht auf *mātars*, wie Schleicher thut. Er nahm aber diese Form an, weil *mātar* der Stamm ist und *s* das Suffix des Nominativs, und er sich überzeugt hielt, dass in der Ursprache sogenannte »Lautgesetze«, Einwirkungen von Lauten auf einander u. ähnl. noch nicht stattgefunden hätten. Diese Annahme ist aber ganz willkürlich, denn wenn die Ursprache eine von Menschen gesprochene Sprache gewesen ist, so hat sie auch das Schicksal aller Sprachen, nämlich Veränderung ihres Laut- und Formenbestandes, getheilt.

Es hindert also nichts, der Ursprache Formen wie *mātār* oder *mātā* zuzuschreiben. In einer noch älteren Periode freilich mag die Form *mātars* gelautet haben, wie Schleicher annimmt, aber man muss dann die verschiedenen Perioden der Ursprache so scheiden, dass nicht ältere und jüngere Formen, wie es bei Schleicher den Anschein hat, auf eine Ebene gestellt werden. Diese mangelnde Scheidung hat — es ist nicht zu leugnen — in den Schleicher'schen Begriff der Ursprache einige Undeutlichkeit gebracht. Ich glaube in der

folgenden Darstellung von dieser Schwierigkeit absehen zu dürfen, und fasse also die »Ursprache« immer nur in dem vorher angegebenen Sinne, d. i. in dem Sinne, der den ursprünglichen Intentionen Schleicher's entspricht.

Ist nun den Formen der Ursprache in diesem Sinne nach Schleicher's Meinung historische Wirklichkeit zuzuschreiben? Ich glaube, nach der Lectüre des Compendiums wird man geneigt sein, diese Frage zu bejahen, und wird einigermassen erstaunt sein, in den Nachträgen (Chrestomathie 342) auf die Bemerkung zu stossen: »Dass dise grundformen wirklich einmal vorhanden gewesen sind, wird durch die aufstellung derselben nicht behauptet.« Diesen anscheinenden Widerspruch zu erklären, wähle ich die Form der selbständigen Erörterung, welche ich am besten so führen zu können glaube, dass ich die Einwände, welche gegen die Schleicher'sche Ursprache in dem bisher beschriebenen Sinne vorgebracht werden können, formuliere und auf ihren wahren Werth zurückzuführen suche.

Das erste Bedenken liegt offenbar in der Forderung, dass bei einer bestimmten Form alle Einzelsprachen gehört werden sollen. Diese Forderung lässt sich nämlich nur in den seltensten Fällen erfüllen, denn wie wenig zahlreich sind doch die Wörter und Formen, die wir durch alle Sprachen verfolgen können! Aber in der Praxis wiegt der hierin liegende Einwand doch nicht sehr schwer. Denn einmal ist zu erwägen, dass wir eine ziemliche Zahl von Flexionssuffixen wirklich in allen Sprachen, wenn auch nur spurweise, nachweisen können, und bei einer Anzahl von Wortstämmen können wir, da uns die Lautgesetze, die in Frage kommen würden, bekannt sind, sagen, wie sie in einer bestimmten Einzelsprache lauten müssten. Ernsthafter ist ein zweiter Einwand. Ist es denn wirklich möglich, zu bestimmen, wo die Entwicklung jeder Einzelsprache beginnt? Kann man mit Sicherheit festsetzen, ob eine bestimmte Lautmodification oder Formgestalt schon der Ursprache angehört oder erst der Einzelsprache? Schleicher hatte nach dieser Richtung feste Ansichten. Er hielt es z. B. für möglich anzugeben, dass die Ursprache folgende Laute gehabt habe:

Consonanten:						Vocale:		
k	g	gh	j	s	v	a	i	u
t	d	dh	n	m	r	aa	ai	au
p	b	bh				āa	āi	āu

Wie war er zu dieser Überzeugung gekommen? Auf einzelnen Gebieten war ihm durch seine Vorgänger vorgearbeitet, so auf dem Gebiete der *a*-Vocale. Die indisch-iranische Gruppe des Indogermanischen hat bekanntlich kein *ĕ* und *ŏ*, sondern stellt dem *ĕ* und *ŏ* der übrigen Sprachen *ă* gegenüber. Bopp war nun anfangs der Ansicht, das *ĕ* und *ŏ* seien ursprünglich im Sanskrit auch vorhanden gewesen und dann verloren gegangen, trat dann aber der Ansicht Grimm's bei (Grammatik I² 594), der mit Rücksicht auf das Gotische dem *ĕ* und *ŏ* die Ursprünglichkeit absprach, so dass sich für das Indogermanische drei einfache Urvocale *a i u* ergaben. Diese Annahme empfahl sich zugleich durch die Hochachtung, der sich die Zahl drei zu erfreuen pflegt, wie denn Pott dem Abschnitt über Vocale in seinen Et. Forsch. mit der Äusserung beginnt »aus historischen und physisch-philosophischen Gründen scheine mit grosser Wahrscheinlichkeit hervorzugehen, dass die Sprache nur drei einfache vocalische Grundlaute, nämlich *ă ĭ ŭ* besitze.« So schien diese Grimm'sche Hypothese sich von allen Seiten zu bestätigen und wurde auch von Schleicher acceptiert. Er nahm also an, dass die Ursprache in der Einfachheit des Vocalismus sich auf die Seite des Sanskrit stelle, während das buntere Griechisch einen schon mehr entwickelten oder entarteten Zustand zeige. Für die Consonanten aber wurde man auf das entgegengesetzte Verhältniss geführt. Die Cerebralreihe des Sanskrit hatte man schon früh beargwöhnt, indem man annahm, die Inder hätten diese sonderbaren Laute von barbarischen Ureinwohnern aufgenommen, und auch die Palatalen erwiesen sich vielfältig als jung gegenüber den Gutturalen, z. B. in der Reduplication (*kakāra* von *kar*). Somit zeigte sich in diesem Punkte das Griechische als ursprünglich und das Sanskrit als entartet, und es ergab sich als Hauptresultat, dass das bunte und reiche Lautmaterial, welches die Einzelsprachen entweder noch zeigen oder doch einmal gezeigt haben müssen, aus einem mässigen und einfachen Lautmaterial der Ursprache durch Spaltung und Vermannichfaltigung verschiedener Art hervorgegangen sei. Nach der Analogie dieses Resultates schloss Schleicher dann weiter, dass der Lautstand in einer noch älteren Zeit noch einfacher gewesen sei: »in einer älteren lebensperiode der indogermanischen ursprache felten wol die drei aspiraten und die vocalischen doppellaute mit *ā* (also *āa*, *āi*, *āu*); dem ursprünglichsten, noch nicht flectierenden sprachstande giengen

die sämmtlichen vocalischen doppellaute ab. Ursprünglich besasz also das indogermanische warscheinlich sechs momentane laute, nämlich drei stumme und drei tönende; sechs consonantische dauerlaute, nämlich drei spiranten und drei so genante liquiden, d. h. die beiden nasale *n m* und *r* (*l* ist eine secundäre abart des *r*) und sechs vocale. Im späteren stande der sprache, kurz vor der ersten trennung, gab es neun momentane laute und neun vocalische laute. Man übersehe nicht die symmetrie der zahlenverhältnisse in der anzal der laute.« (Comp. §. 1, Anm. 1). Diese Entwicklung bietet der Kritik ein breites Angriffsfeld. Zunächst sind die allgemeinen Erwägungen als nicht zwingend abzuweisen. Denn der Betrachtung, dass in urältesten Zeiten der Lautstand ein sehr einfacher gewesen sein müsse, kann man die entgegengesetzte mit gleichem Rechte entgegenstellen. Sehen wir doch, dass die Einzelsprachen vielfach an Lautgehalt einbüssen. Warum sollte man nicht annehmen können, dass die Grundsprache reicher gewesen sei, als irgend eine ihrer Töchter? Und die von Scleicher hervorgehobene Symmetrie der Zahlenverhältnisse würde nur dann einen Werth haben, wenn gezeigt werden könnte, dass sie aus der Natur der menschlichen Sprachwerkzeuge herzuleiten sei, was nicht der Fall ist. Es können also nur die speciellen Gründe in jedem einzelnen Falle entscheiden. Und diese scheinen gegen die Richtung der Schleicher'schen Annahmen zu sprechen. Ja es scheint jetzt vielmehr, als müsse man umgekehrt behaupten, dass die Grundsprache in der Buntheit des Vocalismus dem Griechischen und in der Mannichfaltigkeit des Consonantismus dem Sanskrit am ähnlichsten gewesen. Mit Sicherheit (wie ich meine) kann man z. B. behaupten, dass in der Ursprache zwei *k*-Reihen existirten, von denen die eine der Palatisirung ausgesetzt war, ferner dass in der Ursprache ein *e* (oder *å* wenn man lieber so schreiben will) vorhanden war. Was von dem *e* gilt, ist wahrscheinlich auch für *o* anzunehmen, so dass also nach diesen Ansichten die von Schleicher construierten Wörter der Ursprache ein erheblich verändertes Ansehen erhalten würden. Schleicher hat sich einmal den Scherz gestattet, eine Fabel in indogermanischer Ursprache zu erzählen, der er die Überschrift gab: *avis akvāsas ka* (das Schaf und die Pferde). Diese Überschrift würde nach den neueren Anschauungen lauten: *ovis ek$_1$vōs k$_2$e* (wobei unter *k*$_2$ in diesem Falle die Palatalis der Ursprache zu verstehen ist). »Er sah« würde

nicht mehr als *dadarka*, sondern als *dedork*$_1$*e* anzusetzen sein, der Acc. eines Participiums »fahrend« nicht als *vaghantam* sondern als *veg*$_1$*hontm* (wobei *m* silbenbildend ist) u. s. w.

Nach einem Jahrzehnt wird die Umschreibung vielleicht wieder eine andere Färbung angenommen haben, und es ergiebt sich somit die Folgerung, dass die Ursprache nichts ist als eine Formel, welche dazu dient, die wechselnden Ansichten der Gelehrten über den Umfang und die Beschaffenheit des sprachlichen Materials, welches die Einzelsprachen aus der Gesammtsprache mitgebracht haben, wiederzugeben. Mit dieser Definition der Ursprache ist zugleich die Frage nach dem historischen Werthe der construierten Formen entschieden. Dass die Ursprache eine grosse Anzahl von Wörtern, die grammatischer Beugungen fähig waren, und eine Reihe von unflectierten Wörtern besass, ist ohne Zweifel und kann nicht bestritten werden. Ob sie aber gerade so aussahen, wie die jeweilige Forschung behauptet, deren Stand sich in diesen Construktionen spiegelt, lässt sich natürlich nicht bestimmen.

Auch der Nutzen und die Bedeutung dieser Formen lässt sich nunmehr abgrenzen. Sie bringen unserer Erkenntniss kein neues Material zu, sondern sie dienen dazu das Erkannte zu veranschaulichen. Sie haben also für die Sprachforschung denselben Werth, wie etwa Curven oder ähnliche Veranschaulichungsmittel für die Statistik, sie sind mithin ein sehr nützliches und nicht zu unterschätzendes Mittel der Darstellung. Zugleich bedenke man, dass der Zwang, Grundformen aufzustellen als Impelle für den Forscher wirken muss, sich stets die Frage vorzulegen, ob die Form, um die es sich gerade handelt, als Urbildung oder Neubildung zu betrachten sei, und sich überhaupt nicht vor der völligen Bewältigung aller lautlichen und sonstigen Schwierigkeiten zu beruhigen.

Durch diese Erörterungen sind nun die Mittel dargeboten, um Schleicher's Art und Bedeutung zusammenfassend zu würdigen. Schleicher war nicht wie Bopp ein Mann der genialen Entdeckungen, sondern vor Allem ein ordnender, systematisierender Geist. Daher zeigen sich bei ihm die Schwächen und Tugenden, welche den Systematikern anzu-

haften pflegen. Von den Schwächen ist oben hinreichend die Rede gewesen. Die Stärke beruht in diesem Falle zunächst darin, dass die vorhandenen Bausteine richtig geordnet und die Lücken in der Ausführung des Planes enthüllt wurden. Dadurch wurde z. B. dem Sanskrit, welchem vor Schleicher eine allzu beherrschende Stellung nur allzu leicht zugestanden wurde, der richtige Platz angewiesen, und die Zeitgenossen wurden zur Bearbeitung und Einordnung der bisher noch weniger behandelten Sprachen angefeuert. Sodann aber — und das ist wohl Schleicher's hauptsächlichste Leistung — befähigte ihn seine Geistesanlage in hervorragendem Masse zur Gewinnung von Lautgesetzen. Die schneidige Schärfe, welche er bei dieser Thätigkeit bewies, die ehrliche Entschlossenheit, mit der er sich und andere kritisirte, haben erziehend auf die nach ihm kommenden Sprachforscher gewirkt, und somit hat dieser Theil seiner Arbeit auch da Segen gestiftet, wo wir ihm heute nicht mehr zu folgen vermögen.

Erwägt man endlich noch, dass er der Forschung auch ganz neues Material zugeführt hat, so wird man das Urtheil gerechtfertigt finden, dass Schleicher zwar nicht den grossen Meistern wie Bopp und Grimm an die Seite gestellt werden könne, dass aber von seinen Altersgenossen ihn niemand übertroffen habe.

Viertes Kapitel.

Neue Bestrebungen.

Das Compendium kann nicht als eine Zusammenfassung der gesammten sprachwissenschaftlichen Arbeit der Zeit angesehen werden. Denn — um nur das Hauptsächlichste zu erwähnen — in anderen Bahnen als Schleicher setzte Pott

seine besondere, zeitweise etwas vereinsamte, Thätigkeit fort, und ebenso bildeten Benfey und seine Schule eine Gruppe für sich. Pott konnte sich mit den Schleicher'schen Constructionen nicht befreunden, und Benfey hielt dafür, dass Schleicher durch seine »Lautgesetze« die Bewegung der Laute in unrichtiger Weise einschnüre. Schleicher selbst betrachtete als seine nächsten wissenschaftlichen Genossen Curtius und Corssen. Die Bedeutung von Corssen hat man damals (wie oben bemerkt wurde S. 39) wohl überschätzt, dagegen darf man mit Recht Schleicher und Curtius als Haupt-Repräsentanten einer Richtung ansehen, die nicht nur auf den Betrieb der einzelnen Sprachen, sondern auch auf die Ansichten über Ziel und Methode der Sprachforschung überhaupt einen mächtigen Einfluss ausgeübt hat und ausübt. Denn auch Curtius beschränkte sich ja nicht auf die Bearbeitung des Griechischen, sondern lieferte eine Fortsetzung, Ergänzung und Umarbeitung des ursprachlichen Theiles des Compendiums in seiner Abhandlung zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung, in welcher er den Versuch machte (auf den sich Schleicher noch nicht eingelassen hatte) die historische Entwicklung der indogermanischen Grundsprache zu verfolgen.

Nachdem nun diese hiermit beschriebene Richtung eine Reihe von Jahren im Vordergrunde des Interesses gestanden hatte, begannen allmählich die Einwände, welche von anderer Seite gegen dieselbe erhoben wurden, sich stärker als bisher hervorzudrängen, an einzelnen Punkten zeigten sich neue Bedenken, die Aufmerksamkeit fing an sich von gewissen Abschnitten, die bisher vorzüglich das Auge auf sich gezogen hatten, gleichsam ermüdet zurückzuziehen, andere Partien, die im Schatten gelegen hatten, traten deutlicher hervor — mit einem Worte, eine neue Richtung begann sich geltend zu machen, welche die bisherigen Bestrebungen theils fortsetzt, theils zu bekämpfen, zu läutern und zu erweitern sucht. Die Anstösse zu dieser neuen Bewegung kamen nicht von einem, sondern von mehreren Punkten neben und nach einander, so dass es leicht den Anschein gewinnt, als sei es richtiger, nicht von einer sondern von mehreren unter sich wieder aus einander gehenden Richtungen zu reden. Ich glaube aber doch, dass an diesen neuen Bestrebungen das, was sie verbindet, das Wesentliche und Wichtige ist, und über dieses will ich versuchen den Leser mit einigen Worten zu orientieren.

Es war, wie ich gezeigt habe, die ursprüngliche und überwiegende Absicht der Bopp'schen Arbeiten, die Entstehung der grammatischen Formen zu erklären. Zuerst suchte Bopp diese Erklärung in jeder Einzelsprache, indem er z. B. sagte, der Aorist bildet sich im Sanskrit durch Zusammensetzung mit *as*, im Griechischen ebenso durch Zusammensetzung mit ἐς u. ähnl. mehr. Je deutlicher man nun aber erkannte, dass die Erklärung der Formen nicht in den Einzelsprachen, sondern in der allen zu Grunde liegenden Gesammtsprache zu suchen sei, um so mehr trat diese in den Vordergrund, und es ist desshalb völlig consequent, dass die Grundsprache gerade bei Schleicher und Curtius, welche wie Bopp auf Erklärung der grammatischen Formen ausgehen, eine so bedeutende Rolle spielt. Auf der anderen Seite ist es aber auch natürlich, dass die Bedenken, welche sich gegen die Analyse einer der Grundsprache angehörigen Form vorbringen lassen, im Laufe der Zeit schärfer betont wurden. Das Hypothetische aller solcher Analysen ist der realistischen Zeit, welche sich von Dingen, die sich nicht wissen lassen, lieber fern halten möchte, immer deutlicher zum Bewusstsein gekommen, und man kann somit behaupten, dass bei einer nicht geringen Zahl von Sprachforschern alle glottogonischen Hypothesen, d. h. alle Versuche, die Formen der Ursprache zu erklären und darauf eine Geschichte der Flexion aufzubauen, in Misskredit gerathen sind, (während natürlich die Schleicher'sche Ursprache in dem von mir definierten Sinne durchaus aufrecht erhalten werden kann). Um diese Ansicht zu kennzeichnen, citiere ich einige Worte von Johannes Schmidt, der in einer Abhandlung über die ursprüngliche Flexion des Optativs und der auf *ā* auslautenden Präsensstämme, nachdem er die Bedenklichkeiten bei der gewöhnlichen Erklärung des Optativs (durch Zusammensetzung mit der Wurzel *i* oder *jā*) hervorgehoben hat, sich so äussert (Kuhn's Zeitschrift 24, 320): »Eine neue Erklärung aufzustellen, fühle ich mich nicht berufen. Die Aufgabe der indogermanischen Sprachwissenschaft ist, nachzuweisen, welches die Formen der Ursprache waren, und auf welchen Wegen daraus die der Einzelsprachen entstanden sind. Den begrifflichen Werth der an die sogenannten Wurzeln gefügten formativen Elemente zu erklären, sind wir in den allermeisten Fällen ebenso unfähig und aus denselben Gründen wie es die einseitige griechische Grammatik war die Elemente der griechischen Worte zu deuten. Auf

diesem Gebiete schreitet, wie es einer gesunden Wissenschaft geziemt, die Erkenntniss des Nichtwissens von Jahr zu Jahr fort.«

Damit hängt ein Anderes unmittelbar zusammen. Wenn man die Formen der Ursprache erklären will, zerlegt man sie in die Theile, aus denen man sie entstanden glaubt, z. B. *dāsjati* er wird geben in *dā-sja-ti*. Die gleiche Zerlegung lässt sich nun allenfalls noch ausführen bei den Sprachen, die wie das Sanskrit und Griechische sich auf leidlich alterthümlicher Stufe erhalten haben. So zerlegt Bopp eine Form wie δοθησόμεθα in δο-θη-σο-μεθα. Kann man nun annehmen, dass die Zusammenfügung dieser Elemente erst im Griechischen vor sich gegangen sei? Unzweifelhaft nicht. Je eindringender die Vergleichung der indogermanischen Sprachen zu Werke gegangen ist, um so deutlicher ist der Satz geworden: die Flexion war schon in der Ursprache abgeschlossen, in die Einzelsprachen sind nur fertige Wörter überliefert worden. Ist das nun richtig (und wer möchte daran zweifeln?) so entsteht sofort die Frage: Wie sind denn in den einzelnen Sprachen Neubildungen möglich? Um die Aufstellung dieser Frage hat sich Merguet (Die Entwicklung der lateinischen Formenbildung. Berlin 1870)[1]) ein Verdienst erworben, um die Beantwortung derselben diejenigen Gelehrten, welche den Begriff der Analogiebildung wieder mehr betont haben, namentlich Whitney, Scherer, Leskien (vgl. Misteli, Lautgesetz und Analogie in Steinthal's Ztschr. 11, 365 ff.). Da Neubildungen in einer fertigen Sprache nicht mehr durch Zusammenfügung der constituierenden Elemente gebildet werden können, falls diese Elemente nicht selbst fertige Worte sind, so können alle übrigen Neubildungen nur auf dem Wege der Analogiebildung zu Stande kommen. Neubildungen sind Nachbildungen. Bei dieser Anschauung tritt natürlich das Princip der Analogie bei der Erklärung der Formen in den Vordergrund, und viele einzelne Formen wie z. B. das lateinische Imperfectum, Futurum u. s. w. sind nunmehr anders aufzufassen als bisher.

Eine andere Anregung zum Weitergehen ergab sich auf dem Gebiete der Lautlehre. Nachdem eine Zeit lang das Sanskrit, Griechische, Italische die leitenden Sprachen ge-

[1]) Man sehe namentlich einen Aufsatz desselben Verfassers Neue Jahrbb. für Phil. und Päd. 109, 145 ff.

wesen waren, und zwar diese in ihren ältesten Stadien, begannen allmählich die moderneren Idiome eine verstärkte Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, Dank namentlich den Arbeiten Ascoli's, eines Gelehrten, dessen Schärfe und Genauigkeit im Einzelnen ebenso bewunderungswürdig ist, wie der ungeheure Umfang seines Wissens auf dem Gebiet der alten wie namentlich auch der neuen Dialecte des Indogermanischen. In den neueren indogermanischen Sprachen nun (z. B. in den slavischen und den romanischen Sprachen) findet man einen Reichthum der Lautentwicklung und dabei eine Zartheit und zugleich Sicherheit der Lautunterschiede, die in Erstaunen setzen. Auf die eminente Mannichfaltigkeit der Lautgestaltung wurde zugleich durch die wieder mit besonderem Eifer betriebene Lautphysiologie hingewiesen. Warum sollte nun diese Mannichfaltigkeit der Laute, die wir an heutigen Sprachen beobachten, nicht auch den älteren Perioden zuzutrauen sein? warum nicht auch der indogermanischen Grundsprache? Unter dieser Annahme ergab sich an manchen Punkten Regel und Ordnung, wo bisher »Ausnahmen« und Unregelmässigkeiten statuiert waren. Es gehört dahin z. B. die Statuierung des *e* für die Grundsprache. Zu dieser (schon oben bei Scleicher erwähnten Hypothese) ist man auf folgende Weise gekommen. Es ist eine Thatsache, dass dem *a* des Indisch-iranischen in anderen indogermanischen Sprachen häufig *e* entspricht, z. B. dem *a* in *bhárāmi* das *e* in φέρω und *fero*, dem *a* in *ka* das *e* in τε und *que*. Nun wies Curtius nach, dass die europäischen Sprachen in dem *e* gegenüber dem indisch-iranischen *a* zusammenzustimmen pflegen, und nahm, da er an der Ursprünglichkeit des *a* ebenso wenig zweifelte wie Bopp, Grimm, Pott, Schleicher u. a. in Folge dessen an, dass das ursprüngliche *a* in der europäischen Grundsprache zu *e* geworden sei. Diese Ansicht, welche lange gegolten hat, bekam einen ersten Stoss durch die Entdeckung, dass das Armenische dieses *e* theilt. Sollte man nun auch dieses zu der europäischen Masse rechnen, oder sollte man vielleicht, indem man die vorausgesetzte Urthümlichkeit des *a* fahren liess, annehmen dürfen, dass in der Grundsprache schon ein *e* oder *ā* vorhanden gewesen und in den wenigen Sprachen, die es nicht haben, zu einem *a* geworden sei, welches von dem sonstigen *a* (wenigstens in der Schrift) nicht geschieden wird, so dass also die Unursprünglichkeit nicht auf Seite des Europäischen, sondern des Indisch-

Iranischen liegen würde? Dass es sich in der That so verhalte, wie hiemit hypothetisch angenommen, lässt sich durch das Verhältniss der indischen (und iranischen) Palatalen zu den auf sie folgenden Vocalen mehr als wahrscheinlich machen. Wir sehen, dass unendlich häufig ein palataler Laut aus einem gutturalen durch den Einfluss eines folgenden *i* entsteht (so gehört z. B. *óǵīyān* zu dem Positiv *ugrás*). Ebenso wie *i* sehen wir häufig auch *a* wirken, aber nur solches *a*, welchem in den übrigen Sprachen *e* entspricht, so z. B. das *a* der Reduplicationssilbe in *kakāra* von *kar* machen, welchem im Griechischen, Deutschen u. s. w. *e* gegenübersteht, das *a* von *ka*, welchem im Griechischen und Lateinischen *e* entspricht u. s. w. Aus diesen Thatsachen, die sich ausserordentlich vermehren lassen, folgt, dass das oben erwähnte *a* des Sanskrit einige Ähnlichkeit mit *i* gehabt haben, also einst ein *e* oder *å* gewesen sein muss, und damit ist das Vorhandensein eines *e* in allen indogermanischen Sprachen erwiesen. Wenn sich nun noch zeigen lässt (— und das lässt sich zeigen —), dass jene Palatalisierung, welche wir im Sanskrit finden, in die Ursprache hineingereicht haben muss, so ist die Ursprünglichkeit des *e* (*å*) so sicher erwiesen, als dergleichen Behauptungen erwiesen werden können. Ich gehe hier auf Detail nicht weiter ein, sondern verweise den Leser auf einen Aufsatz von Johannes Schmidt (K. Z. 25, 1 ff.), in welchem die auf die ganze Frage der zwei Gutturalreihen und des europäischen *e* bezüglichen Vorarbeiten von Ascoli, Brugman, Fick, Collitz u. a. zusammengefasst sind, und die Stichhaltigkeit der neuen Auffassung mit genauestem Eingehen in das Einzelne dargethan wird. Neben die Entdeckung des indogermanischen E-Vocals stellt sich die von Osthoff herrührende sehr wahrscheinliche Vermuthung, dass in der Grundsprache bereits ein sonantisches *r*, wie wir es im Sanskrit kennen, vorhanden gewesen sei, welches im Griechischen durch αρ (ρα) wiedergegeben ist. Danach ist z. B. das α des griechischen Aorists ἔτραπον nicht mehr als ein vereinzelter Überrest eines früheren Sprachzustandes anzusehen, der durch eine Art von Trübung des Sprachgefühls erhalten sei (Curtius, Grundzüge 52), sondern ρα ist der regelrechte Fortsetzer des indogermanischen R-Vocals, welcher dem Aorist gebührt. Nicht minder wichtig ist die Brugman'sche Annahme eines sonantischen Nasals und Ähnliches der Art.

Diese Entdeckungen zeigten nun in besonders frappanter Weise, dass auch geringfügige Verschiedenheiten der Aus-

sprache (wie z. B. die Verschiedenheit zwischen *å* und *a*) sich mit bewunderungswürdiger Treue durch die Jahrtausende fortsetzen, und mussten demgemäss erheblich dazu beitragen, die Achtung vor der Gesetzmässigkeit alles Lautwandels zu stärken. Nachdem Bopp den Lauten noch in grossem Masse die Freiheit gelassen hatte, sich in derselben Sprachperiode bald so bald so zu verändern, Pott, Schleicher und Curtius diese Freiheit auf das Erheblichste eingeschränkt hatten, war es nun, da neue sehr bedeutende Einschränkungen hinzutraten, natürlich, dass das Aperçu auftauchte: die Lautgesetze erleiden überhaupt keine Ausnahme. Es wird unten ausführlich gezeigt werden, dass auch diese neue Auffassungsweise nothwendig eine stärkere Betonung des Analogieprincips herbeiführen musste[1]).

Endlich ist zu erwähnen, dass von denjenigen Gelehrten, welche für die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze eintreten, wiederholt und mit Nachdruck hervorgehoben worden ist, dass die natürliche Beschaffenheit der Sprache nicht in den Kunstsprachen, sondern in den Volksmund-

---

[1]) Der erste, welcher meines Wissens die Ansicht, dass die Lautgesetze ausnahmslos seien, deutlich ausgesprochen hat, ist Leskien (Die Declination im Slavisch-Litauischen und Germanischen, Preisschriften der Jablonowski'schen Gesellschaft in Leipzig, Leipzig 1876, S. XXVIII und 1). Er sagt: »Bei der Untersuchung bin ich von dem Grundsatz ausgegangen, dass die uns überlieferte Gestalt eines Casus niemals auf einer Ausnahme von den sonst befolgten Lautgesetzen beruhe. Um nicht missverstanden zu werden, möchte ich noch hinzufügen: versteht man unter Ausnahmen solche Fälle, in denen der zu erwartende Lautwandel aus bestimmten erkennbaren Ursachen nicht eingetreten ist, z. B. das Unterbleiben der Verschiebung im Deutschen in Lautgruppen wie *st* u. s. w., wo also gewissermassen eine Regel die andere durchkreuzt, so ist gegen den Satz, die Lautgesetze seien nicht ausnahmslos, natürlich nichts einzuwenden. Das Gesetz wird eben dadurch nicht aufgehoben, und wirkt, wo diese oder andere Störungen, die Wirkungen anderer Gesetze nicht vorhanden sind, in der zu erwartenden Weise. Lässt man aber beliebige zufällige, unter einander in keinen Zusammenhang zu bringende Abweichungen zu, so erklärt man im Grunde damit, dass das Object der Untersuchung, die Sprache, der wissenschaftlichen Erkenntniss nicht zugänglich ist.« Daran schliesst sich, was Osthoff und Brugman Morph. Unters. 1, XIII aussprechen: »Aller Lautwandel, so weit er mechanisch vor sich geht, vollzieht sich nach ausnahmslosen Gesetzen, d. h. die Richtung der Lautbewegung ist bei allen Angehörigen einer Sprachgenossenschaft, ausser dem Fall, dass Dialektspaltung eintritt, stets dieselbe, und alle Wörter, in denen der der Lautbewegung unterworfene Laut unter gleichen Verhältnissen erscheint, werden ohne Ausnahme von der Änderung ergriffen.« Daneben erscheint auch die unbedingte Fassung: Alle Lautgesetze wirken blind, mit blinder Naturnothwendigkeit, oder ähnlich.

arten zu Tage tritt. Wir sollen desshalb die leitenden Grundsätze für die Sprachforschung nicht in den ausgestorbenen Schriftsprachen des Alterthums, sondern wesentlich an den lebenden Volksmundarten der Gegenwart erarbeiten.

Das ungefähr sind die Anschauungen, Bestrebungen und Hypothesen, welche als der Anfang einer erneuten Behandlung der Probleme der Sprachwissenschaft erscheinen. Die hauptsächlichsten dieser Probleme sollen nun in den folgenden Kapiteln erörtert werden.

Fünftes Kapitel.

Die Agglutinationstheorie.

In dem Vorhergehenden ist gezeigt worden, wie die sogenannte Agglutinationstheorie bei Franz Bopp entstanden ist, und es ist wenigstens angedeutet worden, welche Rolle diese Hypothese im Verlauf der weiteren Entwicklung der Sprachforschung gespielt hat. Es ist nun meine Aufgabe zu untersuchen, welcher Grad von Wahrscheinlichkeit derselben zugesprochen werden könne.

Jede Analyse der indogermanischen Flexionsformen muss an die Thatsache anknüpfen, dass einige Flexionsendungen des Verbums eine grosse Ähnlichkeit mit einigen Pronominalstämmen zeigen. Der Ausgang der ersten Person *-mi* erinnert sofort an *me mi-hi* und was damit zusammenhängt, und ebenso das *-ti* der dritten Person an den Pronominalstamm *ta*, der in τόν u. s. w. erscheint. Auch die Endungen der zweiten Person zeigen Beziehungen zu dem entsprechenden Pronomen, wenn dieselben auch nicht so unverkennbar sind, wie bei den beiden anderen Personen. Diese Ähnlichkeit nun erklärte Bopp mit der Annahme, dass die Pronomina an das Verbum angetreten seien, welches also vor diesem Antritte noch keine Endungen hatte, und der in dieser Hypothese ausgesprochene Gedanke der Agglutination wurde der herrschende für seine

gesammte Erklärung der Flexion. Es liegt aber auf der Hand, dass neben der Bopp'schen Annahme noch andere möglich sind, welche an dieselbe Thatsache anknüpfen. In der bisherigen Sprachforschung sind zwei solche Hypothesen hervorgetreten, die erste, welche annimmt, dass die Endungen das prius, und die Pronomina durch Loslösung aus diesen entstanden seien — die Evolutionstheorie, und eine zweite, wonach die Pronomina und die Endungen unabhängig von einander entstanden und später auf einander bezogen sein sollen — die Adaptationstheorie.

Ich bespreche zunächst diese beiden Hypothesen.

Die Evolutionstheorie ist, da sie ihren ersten Vertreter in Friedrich v. Schlegel hat, älter als die Agglutinationstheorie, doch ist eine authentische Darstellung derselben nicht vorhanden, denn weder August Wilhelm v. Schlegel noch Lassen oder ein anderer Gelehrter dieser Schule haben den Bopp'schen Ausführungen etwas anderes als Negation gegenübergestellt. Unter diesen Umständen sind wir auf die Arbeiten dreier Männer angewiesen, von denen keiner als anerkannter Interpret der Schlegel'schen Lehrmeinung gelten kann, ich meine Carl Ferdinand Becker, Moriz Rapp, Rudolph Westphal. Was C. F. Becker, der einstmals berühmte Verfasser des »Organism« zu Gunsten der Ansicht von der Ursprünglichkeit der Personalsuffixe vorzubringen hat, reduciert sich im Wesentlichen auf folgende Betrachtung: »Weil das Wort ursprünglich Glied eines Satzes ist, so ist auch mit dem Begriffe des Worts ursprünglich die grammatische Beziehung und mit dem Worte seine Flexion gegeben. Das Wort als der Ausdruck des Begriffs und die Flexion als der Ausdruck der Beziehung sind gleich alt und ursprünglich.« Indessen dieses Räsonnement würde nur zutreffen, wenn man anzunehmen hätte, dass Alles, was gedacht wird, auch in der Sprache Ausdruck findet. Das ist nun bekanntlich durchaus nicht der Fall und es hindert desswegen nichts anzunehmen, dass der Gedanke der Beziehung schon lange vorhanden war, ehe er sprachlich ausgedrückt wurde. Also lässt sich auf das Alter des Beziehungsausdrucks aus dieser logisierenden Betrachtungsart kein Schluss gewinnen. Was den zweiten der genannten Männer betrifft, den Tübinger Moriz Rapp, so verweise ich auf eine Anzeige seiner vergleichenden Grammatik durch Steinthal (Kuhn's Zeitschrift 2, 276 ff.), in welcher gerade das hierher Gehörige erörtert

wird. Eine etwas eingehendere Betrachtung dagegen verlangen die Ansichten von Rudolf Westphal, wie sie namentlich in dessen philosophisch-historischer Grammatik der deutschen Sprache (Jena 1865) und methodischer Grammatik der griechischen Sprache (Jena 1870) niedergelegt sind.

Westphal's System ist, in der Kürze dargestellt, folgendes. Man kann in der Entwicklung der Sprache nach der Bildung der Wurzeln drei Perioden unterscheiden. In der ersten werden Dinge an und für sich bestimmt, in der zweiten im Bezug zum menschlichen Denken, in der dritten in Beziehung auf einander (Phil.-hist. Gr. S. 98). In der ersten Periode entstanden die Nominalstämme, in der zweiten die Verbalflexion, in der dritten die Nominalflexion. Durch die Wurzel hat das Sein einen sprachlichen Ausdruck erhalten als dasjenige, an welchem eine bestimmte Bewegung oder Thätigkeit zur Erscheinung kommt. Diese Wurzel wird nun freilich bisweilen auch da angewendet, wo das in seiner Ruhe selbständige Sein bezeichnet werden soll, aber gewöhnlich wird sie doch zu diesem Zwecke auch lautlich verändert. Und zwar wird sie um *ă*, *ĭ* oder *ŭ* erweitert. Über den Sinn dieser Erweiterung spricht W. sich so aus: »im Gegensatze zur einsilbigen Verbalwurzel ist hierdurch für das nomen concretum eine zweisilbige Wortform gewonnen, deren schliessender Vocal zunächst nichts anderes bezeichnen soll, als dass die in dieser Wortform vorkommende Wurzel nicht mehr ein jedes Ding bezeichnen soll, an welchem die betreffende Thätigkeit oder Bewegung zur Erscheinung kommt, sondern ein bestimmtes, oder wenigstens eine bestimmte Klasse oder Gattung von Dingen, als deren wesentliches Merkmal jene Bewegung oder Thätigkeit gefasst wird. Die Bereicherung der Wurzel um das *a i u* bezeichnet nur den Fortschritt aus grösserer Allgemeinheit zur concreteren Bestimmtheit, zur Specialisirung.« Im Laufe der weiteren Entwickelung specialisieren sich dann die Bedeutungen der Nomina immer mehr, und die »zunächst liegenden« Vocale *a i u* genügen nicht mehr; es werden also auch andere Lautcombinationen in gleicher Funktion verwandt. »Zunächst nämlich tritt vor den Vocal *a i u* ein Nasal oder Dental«, so entstehen die Suffixe *na ni nu*, *ta ti tu*; dann auch die liquidae, so entstehen *ra ri ru*, *la li lu* (a. a. O. S. 84). Um abgeleitete Nominalstämme zu bilden, tritt wieder ein neues Element hinzu. Denn jede »Erweiterung des Begriffes um irgend ein Merkmal, um irgend eine Bestimmtheit

erfordert die Bereicherung des bereits vorhandenen Wortkörpers um ein neues lautliches Element« (S. 85). Am kunstreichsten ist nun dieses Spiel der Begriffe und Laute beim Verbum. Am Verbum kommen folgende Bestimmtheiten zum Ausdruck: 1) Räumliche Identität zwischen dem Denkenden und dem Gedachten, ausgedrückt durch die erste Person; 2) Zeitliche Identität, ausgedrückt durch das Praesens; 3) Causale Identität zwischen der gedachten Thätigkeit und ihrem Gedachtwerden, ausgedrückt durch den Imperativ. Zu diesen drei Bestimmtheiten treten nun noch ihre Gegensätze, nämlich: 1) Räumliche Nichtidentität, d. i. die dritte und zweite Person zusammengenommen; 2) Zeitliche Nichtidentität, d. i. die Vergangenheit (die Zukunft ist nicht besonders bezeichnet); 3) Causale Nichtidentität, d. i. der Indicativus. Der ersten dieser Bestimmtheiten entspricht der zunächst liegende Laut, und zwar ist der in diesem Falle der Nasal »gleichviel ob der dentale oder labiale«, und somit war die erste Bildung die mit *m*, z. B. von der Wurzel *sta* lautete sie *stam*, der Gegensatz zu dieser Bestimmtheit wird ausgedrückt durch Anfügung des ferner liegenden *t*, also *stat*. Nun soll aber noch die zweite Person besonders gekennzeichnet werden, dazu waren vorhanden die zunächst liegenden Vocale *a i u*. Es ist wahrscheinlich, dass einst *stata stati statu* für die zweite Person gebraucht werden konnte, doch wurde *statu* die beliebteste Form. Aus ihr entstand *stas*, so haben wir *stam stas stat*. In ähnlicher Weise wird nun, freilich nicht ohne dass allerhand Annahmen gemacht werden, die selbst vom Standpunkte des Systems aus hart und unwahrscheinlich genannt werden müssen, das ganze Gebäude der Verbalflexion aus lauter näher und ferner liegenden Lauten zusammengefügt. Aus den fertigen Flexionsformen des Verbums sind dann die Pronominalstämme entstanden, und zwar speciell aus den Formen des Mediums. Es waren die Medialformen *tudama* und *tudatva* entstanden, und daraus lösten sich *ma* und *tva* los. »Um den Begriff ‚du schlägst mich' oder ‚er schlug mich' auszudrücken, nahm man die active Form *tudas* oder *tudat* und bezeichnete das dazu gehörige ‚Mich' durch dasselbe lautliche Element, durch welches in der Medialform das reflexive ‚mich' ausgedrückt wurde, nämlich durch die Silbe *mă*« (a. a. O. S. 127). In ähnlicher Weise wie die Flexionsformen des Verbums sind die des Nomens entstanden, so dass ich auf diese Seite des Systems nicht näher einzugehen brauche.

Dieses System nun fordert die Kritik in mehrfacher Hinsicht heraus, zunächst was die philosophische Grundlage betrifft. Ich glaube, es kann kaum ein Zweifel darüber herrschen, dass dieselbe nichts weiter für sich hat, als eine gewisse Grossartigkeit der Terminologie. Dass diese tiefsinnigen und dunklen »Bestimmtheiten« in den Köpfen unserer Vorfahren und zwar in einer dialektisch genau bestimmten Reihenfolge als sprachbildende Kräfte hervorgetreten seien, davon wird sich, wie mir scheint, ein nüchternes philologisches Publicum ebensowenig überzeugen, als es dem Verfasser glauben wird, dass dieselben Urkräfte dem »siderischen, vegetativen und animalischen Dasein zu Grunde liegen.« Ein weiterer Einwand muss aus jener Theorie von den näher und ferner liegenden Lauten hergenommen werden. Abgesehen davon, dass W. sich gelegentlich in der Auffassung der Distanz der Laute widerspricht, was soll es heissen, dass ein Laut nah, der andere fern liegt? Unter den Consonanten sollen Nasale und Dentale die zunächst liegenden sein: soll man nun annehmen, dass diese zuerst entstanden, und z. B. die Labialen erst jüngeren Datums sind? Auch andere lautliche Annahmen sind höchst bedenklich. Wie soll man sich z. B. erklären, dass mitten in das Wort hinein vor die Suffixvocale *a i u* die Consonanten *t n r l* treten? Wo findet man Ähnliches im Gebiete der indogermanischen Sprachen?

Die Hauptsache für meinen gegenwärtigen Zweck aber ist die Theorie über die Ablösung der Personalsuffixe. Ist diese Theorie wahrscheinlich? Es kann dagegen einmal geltend gemacht werden, dass sie die Annahme nöthig macht, dass die indogermanischen Sprachen sich eine Zeit lang ohne Personalpronomina beholfen hätten. Und diese Annahme (meint Curtius, Verbum I², 22) sei äusserst hart. Denn wo gäbe es — so fragt er — Sprachen ohne Personalpronomina? Dann aber muss man behaupten, die ganze Vorstellung, dass die Endungen »wie reife Birnen vom Baum gefallen« (Pott, Etym. Forsch. II, 360) oder »wie Harz ausgeschwitzt und abgetropft sind« (wie Scherer sich ausdrückt) seltsam und ohne Analogie ist. Wenigstens ist meines Wissens nichts Entsprechendes aus anderen Sprachen beigebracht worden, während für die Bopp'sche Hypothese allerdings (wie sich später zeigen wird) das Beispiel agglutinierender Sprachen zeugt.

Ich glaube desshalb, dass die Evolutionstheorie, in der Gestalt wie sie bis jetzt aufgetreten ist, auf den Beifall der

Sprachforscher keinen Anspruch erheben kann, und zwar um so weniger, wenn sich im Verlaufe dieser Darstellung herausstellen sollte, dass für die Agglutinationshypothese, wenn auch nicht in ihren Einzelheiten, so doch im Ganzen und Grossen eine erhebliche Wahrscheinlichkeit geltend zu machen ist.

Wir kommen zu der Adaptationstheorie, oder den Ansichten, welche Alfred Ludwig in seiner Abhandlung über die Entstehung der a-Declination in den Sitzungsberr. der Kais. Akad. (Wien 1867) und den beiden selbständig erschienenen Schriften »Der Infinitiv im Veda nebst einer Systematik des litauischen und slavischen Verbs« (Prag 1871) und »Agglutination oder Adaptation? eine sprachwissenschaftliche Streitfrage« (Prag 1873) dargelegt hat.

A. Ludwig, ein ausgezeichneter Kenner des Veda, ist der Meinung, dass die bisherige Sprachwissenschaft ihre Vorstellungen über die Beschaffenheit der indogermanischen Sprache viel zu einseitig dem Griechischen nachgebildet habe. Der Veda müsse in viel umfassenderer Weise benutzt werden, aus der vedischen Sprache allein seien die Fingerzeige für die richtige Auffassung namentlich auch der Flexionsendungen zu entnehmen, und zwar der Suffixe sowohl des Verbums wie des Nomens. Was zunächst das Verbum betrifft, so ist es eine Thatsache, dass im Veda die dritte Person sing. med. bisweilen im Präsens denselben Ausgang wie im Perfectum zeigt, also *-e* (nicht *-te*) mithin mit der ersten sing. übereinstimmt, so dass *çṛṇvé* sowohl heissen kann »er wird gehört«, als »ich werde gehört«. Etwas Entsprechendes glaubt Ludwig auch bei der zweiten Person med. zu finden, indem er annimmt, dass das Suffix *-se* sowohl im Sinne der ersten wie der zweiten Person gebraucht werde. Indem er nun von *-e* und *-se* auf *-te*, und von da weiter auf *-mi -si -ti* schliesst (bei denen die gleiche Vieldeutigkeit wie bei *-e* und *-se* nicht mehr so unverkennbar hervortrete), gelangt er zu der Meinung, dass ursprünglich die sogenannten Personalsuffixe mit der Bezeichnung der Personen nichts zu thun haben. Es gab demnach keine ursprünglichen Personalsuffixe, vielmehr nur eine einzige Art von Suffixen, nämlich diejenige, welche wir Stammbildungssuffixe nennen. Die Formen des Verbum finitum sind ihrem Ursprung nach nichts als Stämme. Das Gleiche ergiebt sich für die Nominalflexion. Auch für die Casus sucht Ludwig an der Hand des Veda nachzuweisen, dass sie ursprünglich keine gesonderten Bedeutungssphären gehabt

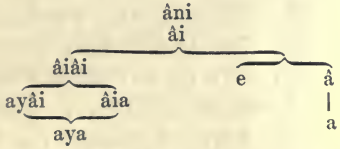
haben. Von der Grundbedeutung eines Casus zu reden ist ein Unding. Es gab auch auf demjenigen Gebiet, welches wir das nominale nennen, ursprünglich nur Stämme, deren Bedeutungen sich allmählich differenzirten und specialisirten.

Auf der anderen Seite hält nun aber Ludwig doch die Thatsache fest, dass in den späteren Perioden der Sprachentwickelung, z. B. im classischen Sanskrit, wirklich jede der verschiedenen Endungen eine besondere Gebrauchsweise des Wortes andeutet. So erhebt sich denn die Frage: Wie sind die Suffixe zu dieser Bedeutung gekommen, die sie doch einst nicht hatten? Die Antwort lautet: man legte sie ihnen bei. Das erwachende geistige Bedürfniss forderte den Ausdruck gewisser Kategorieen, und die Suffixe, welche ursprünglich lediglich demonstrativen Sinn hatten, adaptirten sich diesem Bedürfniss. Am spätesten entstanden die Formen des verbum finitum, deren letzte Vorstufe durch diejenigen Stämme gebildet wird, welche wir jetzt Infinitive nennen. Um die angedeuteten Verwandlungen zu besserem Verständniss zu bringen, lasse ich den Autor selbst reden. Nachdem er ausgeführt hat, dass der Dativ und Localis, sobald wir den historischen Standpunkt festhalten, ihre Eigenschaft als flectierte Formen verlieren, und »auf das Gebiet der Wortbildung zurücktreten«, fährt er fort: »diser process der wortbildung kam allmählig in ein gewisses stocken, und es kam neben demselben eine andere richtung auf die entwerteten wortbildungsformen anzuwenden. unterliesz man anfangs die specielle bezeichnung von agens actio actum, und begnügte sich mit damals offenbar in groszem masze angewandter demonstration, so schritt die sprache allmählig sobald sie disponibles lautmaterial hatte dazu, dise die verständlichkeit der rede in auszerordentlichem masze fördernde unterscheidung anzubanen, wobei sie jedoch nichts weniger als consequent zu werke gieng. als es mit diser differenzierung bisz zu einem gewissen grade gekommen war, lag es gewiss wider nahe numerus und casusbeziehung anzudeuten, aber auch dazu ward nur vorhandenes benützt, an ein schaffen einer grammatik ist nicht zu denken« (Inf. §. 19). An einer anderen Stelle heisst es: »Was bedurfte es also um das, wenn auch dunkle gefül einer flexion aufkommen zu laszen? nichts weiter als des vergeszens. so lange man in den betreffenden bildungen des factischen zusammenhanges eingedenk blieb, gab es nur stämme, keine flectierten stämme. sobald das gedächtniss dises zusammenhanges geschwunden

war, trat das bedürfniss ein, bei den verschiedenheiten, von deren eigentlicher natur und entstehung man nichts mer wusste, ja bei denen man nicht einmal wuste, dasz es etwas zu wissen gab, etwas zu denken, oder eigentlich sie zu verstehn. denn kein zweifel, dasz [man] mit den bedeutungen, die man den formen beilegte, meinte sie zu verstehn« (Inf. §. 29), und wenige Seiten weiter: »Mit dem allmäligen werden der formen stellten sich naturgemäsz zwei erscheinungen ein, welche die angelpunkte der syntax wurden, von der man sagen musz, dasz sie früher garnicht bestand, anders als in phraseologie: es ist die bezeichnung der grammatischen abhängigkeit und der grammatischen übereinstimmung oder grammatische sub- und coordination. es war natürlich, dasz, wo zwischen auszdrücken eine beziehung bestand, man sich bestrebte, derselben auszdruck zu leihen, der die verschiedenheit oder identität des verhältnisses mererer auszdrücke einem andern gegenüber kennzeichnen konnte. diesz hatte weiter auch zur folge, dasz sich ein gewisses bedürfnis nach sog. grammatikalischen endungen herauszbildete, die blosze stammendung allmählig entweder ganz perhorresciert ward, oder auf ein specielles bedeutungsfeld beschränkt den schein einer flectierten form annam. gewisse endungen scheinen gerade zu vil begert gewesen zu sein: âm loc. si. gen. pl. no. acc. du. und wie wir überzeugt sind auch instrum. si. (â) vgl. altsl. ayą; ebenso bhi. hiedurch schienen offenbar die wörter erst abgerundet und vollendet. wie das verlangen darnach stieg, beschränkte sich andrerseits die zal der möglichen wortauszgänge« (Inf. §. 31). Damit verbinde man eine Stelle aus der Ludwig'schen Streitschrift: »Als ihre [der personalsuffixe] ursprüngliche bedeutung stelle ich die demonstrative auf, die dann der function der wortbildung die stelle räume; dann nahmen sie allgemeine verbalbedeutung an [wie sie im infinitiv erscheint], und endlich, als die zal dieser elemente wuchs, brachte man sie nach beiläufigen oft auch nach gar keinen analogien in zusammenhang und beziehung mit den unterdessen im pron. pers. auszgebildeten categorien der grammatischen personen. ich neme also eine ursprüngliche bedeutung an, und auszerdem ein hindurchgehn durch drei metamorphosen an.« (Agglutination oder Adaptation, pag. 62.)

Hat der Leser nun durch diese Darstellung einen ungefähren Begriff von Ludwig's allgemeinen Anschauungen erhalten, so bleibt freilich noch eine wichtige Aufgabe für mich

zurück, nämlich zu zeigen, wie Ludwig diese Anschauungen aus dem faktischen Bestand der indogermanischen Laute und Formen gewonnen hat. Natürlich ist es nicht möglich, dem Verfasser zu diesem Zweck in alles Detail zu folgen, ich bemerke daher nur im Allgemeinen, dass L. eine Anzahl von Lautgesetzen gefunden zu haben meint, die von dem, was anderen Gelehrten als feststehend gilt, erheblich abweichen. So glaubt er sich z. B. berechtigt anzunehmen, dass im Idg. jedes Suffix vocalisch auslautete, dass *t* sich in *s*, *s* sich in *r* wandelte, *t* in *n* überging, *n* zwischen Vocalen ausfiel u. a. m. Um an einer Probe das Verfahren zu veranschaulichen, führe ich beispielshalber an, dass ein infinitivartig gebrauchter Stamm auf *-āni* angenommen wird, der sich in folgender Weise verwandelt hat:



Was hier mit *e* bezeichnet ist, ist das was wir die erste oder dritte Person auf *e* (z. B. *çṛnvé*, s. oben S. 66) nennen, mit *â* sind gemeint die Formen auf *ā* wie *stávā* u. s. w., die den Kennern des Veda bekannt sind, mit *a* der Stamm der Verba der *a*-Conjugation. Solche Formen wurden nach L.'s Meinung eine Zeit lang ohne weitere Endungen (die wir Personalendungen nennen) in verbalem Sinne gebraucht, nachher empfingen Formen wie *bharā* und *bhara* die Suffixe *mi si ti* etc. durch Übertragung von Verben wie *dvish*, an denen sich die Stammausgänge *mi* etc. zu einer Art von Personalsuffixen adaptirt hatten.

Um nun die Glaubwürdigkeit dieser Hypothesen abzuschätzen, muss man vor allen Dingen zu der Ludwig'schen Auffassung der Sprache des Veda Stellung nehmen, denn es ist klar, dass die Adaptationstheorie eine mächtige Stütze erhalten würde, wenn die von L. behauptete Vieldeutigkeit der vedischen Formen sich nachweisen liesse. Ich habe schon früher die Meinung ausgesprochen, dass dieser Beweis nicht geführt worden ist und nicht geführt werden kann (Kuhn's Ztschr. 20, 212 ff.) und beharre um so mehr auf dieser Ansicht, als gerade in den letzten Jahren die fortschreitende Interpretation des Veda (an der ja Ludwig selbst einen nicht zu unterschätzenden Antheil hat) immer deutlicher gezeigt hat, dass sie ohne die Ludwig'schen Annahmen auskommt. Wenn nun

diese Stütze der Adaptationstheorie entzogen wird, so bleibt nur ihre eigene innere Wahrscheinlichkeit als Beweis für sie übrig (denn die Ludwig'schen Lautgesetze haben selbst kein anderes Fundament als die Wahrscheinlichkeit der Theorie). Wie steht es nun mit dieser inneren Wahrscheinlichkeit? Wie mir scheint, würde es gewagt sein, wenn man den Gedanken, dass Flexionssuffixe aus Stammsuffixen hervorgegangen seien, auf der ganzen Linie der Grammatik zurückweisen wollte (wir werden demselben bei dem Nomen später noch begegnen), aber die Ludwig'sche Anwendung desselben auf das Verbum scheint mir nicht gerechtfertigt. Und selbst wenn man als möglich zugeben wollte, dass die Personen des Verbums sich aus Stämmen differenziert hätten, was mir sehr unwahrscheinlich dünkt, so bliebe immer noch die Frage zu lösen, woher denn die Ähnlichkeit der sogenannten Personalsuffixe mit den Pronominibus kommt, eine Ähnlichkeit, die doch nicht wegzuleugnen ist. Was Ludwig auf diese Frage zu antworten hat, sieht einer Incompetenzerklärung sehr ähnlich. Ich möchte namentlich die Aufmerksamkeit des Lesers auf einen der oben angeführten Sätze lenken, welcher so lautet: »als die zal dieser elemente wuchs, brachte man sie nach beiläufigen oft auch nach gar keinen analogien in zusammenhang und beziehung mit den unterdessen im pron. pers. auszgebildeten categorien der grammatischen personen.« Irre ich nicht, so hat der Verfasser selbst in diesem Satze, indem er die Beziehung zwischen Suffix und Pronomen oft nach gar keinen Analogieen eintreten lässt, an einem der wichtigsten Punkte seines Systems selbst auf jede Erklärung verzichtet, und hat damit den am schwersten wiegenden Einwand gegen seine Hypothese selbst formuliert. Die Adaptationstheorie, welche die unabhängige Entstehung der Personalsuffixe und der Pronomina annimmt, muss vor allem nachweisen oder doch wahrscheinlich machen können, wie trotz der unabhängigen Entstehung die auffallende Ähnlichkeit der betreffenden Elemente zu erklären sei. Und diesen Nachweis hat Ludwig nicht erbracht. Somit kann ich der Adaptationstheorie im Ganzen ebensowenig Wahrscheinlichkeit zuerkennen, als der Evolutionstheorie.[1])

[1]) In wesentlicher Übereinstimmung mit Ludwig befindet sich der vielseitige engliche Sprachforscher A. H. Sayce (vgl. dessen principles of comparative philology, zweite Aufl. London 1875, Introduction to the science of language, zwei Bände, zweite Auflage, London 1883). Sayce hielt früher in der Erklärung der Verbalformen noch einige Fühlung mit

Sehen wir nun, was sich aus der Abweisung der beiden eben erwähnten Hypothesen folgern lässt. Die Thatsache einer die Erklärung durch Zufall ausschliessenden Ähnlichkeit zwischen einigen Personalsuffixen und Pronominibus, von welcher, wie wir sehen, jede Hypothese über die Entstehung der Flexion ausgehen muss, kann, so viel ich sehe, auf dreifache Weise erklärt werden. Entweder man nimmt an, dass die Endungen aus den Pronominibus entstanden sind, oder dass die Pronomina aus den Endungen entstanden sind, oder dass Endungen und Pronomina unbhängig von einander entstanden, und sich erst später angeähnlicht worden sind. Die zweite und dritte Annahme erscheint mir, wie ich soeben erklärt habe, unwahrscheinlich. So bleibt denn, wenn man nicht auf jeden Versuch einer Erklärung verzichten will (ein Standpunkt, der am Schlusse dieses Abschnittes gewürdigt werden soll) nur die erste Hypothese übrig — die Bopp'sche.

Dieselbe wird auch noch von anderer Seite, nämlich durch die Analogie der sogenannten agglutinierenden Sprachen empfohlen.

Ich kann auf diesem Gebiete nicht aus eigener Anschauung urtheilen, und beziehe mich daher lediglich auf die Ausführungen eines Kenners dieser Sprachen, nämlich Böhtlingk's in der Einleitung zu seiner jakutischen Grammatik. Ich mag seine gedrängte Entwickelung nicht durch einen Auszug entstellen, sondern verweise den Leser auf das Studium dieser an Belehrung reichen und neuerdings nicht mehr genug benutzten Schrift. Um aber doch eine Vorstellung davon zu geben, was mit der Verweisung auf Böhtlingk gemeint ist, theile ich eine Stelle wörtlich mit (S. XXIV): »Fassen wir alle Erscheinungen zusammen, so müssen wir eingestehen, dass in den indogermanischen Sprachen im Allgemeinen Stoff und Form weit

---

Bopp, insofern er noch 1883 (Introd. 1, 392) erklärte: it is highly probable that the personendings of the Aryan verb *as-mi*, *a(s)-si*, *as-ti*, or ἐσ-μι, ἐσ-σι, ἐσ-τι are but the personal pronouns closely compounded with the verbal stem. In der Vorrede jedoch (p. VII) corrigiert er diese Ansicht, und erklärt das *m* der ersten Person für identisch mit dem *m* des Nominativs und Accusativs im Neutrum. Das *i* ist von der dritten Person eingeführt, welche ihrerseits entweder ein Stamm ist, wie γενεσι-ς oder ein Locativ (vgl. auch Sayce in der Academy Nr. 541 (16. Sept. 1882) pag. 207). Die erste Auflage von Sayce's Introduction ist unter Entwicklung einiger eigener Anschauungen, namentlich einer Infigirungstheorie mit Beifall besprochen worden von Fick in den Gött. Gel. Anz. vom 6. April 1881. Ein näheres Eingehen auf diese noch im Werdeprocess begriffenen Theoreme verspare ich mir auf später.

inniger verbunden sind als in den sogenannten agglutinirenden Sprachen, dass aber in einigen Gliedern der ural-altaischen Sprachen, namentlich im Finnischen und Jakutischen, Stoff und Form nicht so ganz äusserlich an einander kleben, wie Pott und andere Sprachforscher anzunehmen geneigt sind. Auch muss ich offen bekennen, dass ich überhaupt die Art und Weise, wie Stoff und Form in verschiedenen Sprachen mit einander sich verbinden, für ein zu äusserliches Merkmal halte, als dass ich darauf allein eine Eintheilung der Sprachen begründen möchte. Die losere oder festere Verbindung des Stoffes mit der Form steht in genauem Zusammenhange mit dem Articulationsvermögen eines Volkes, aber auch mit dem Alter und dem häufigen Gebrauch der Formen. In den indogermanischen Sprachen, die in Betreff dieser Verbindung eine höhere Stufe als z. B. die ural-altaischen einnehmen, hat nach meiner innigsten Überzeugung die Formenbildung bedeutend früher als in den zuletzt genannten Sprachen begonnen. Unter diesen Sprachen wiederum ist das Finnische, wie ich glaube, früher als das Türkisch-Tatarische und dieses wiederum früher als das Mongolische zur Formenbildung geschritten. In den ältesten Sprachdenkmalen der indogermanischen Völker gewahren wir die grammatischen Formen auf einer Höhe, über die hinaus kein weiterer Fortschritt geschehen ist; was auf den Trümmern dieser Formen sich von Neuem gestaltete, müssen wir in der Geschichte dieser Sprachen als eine neue Formenschöpfung betrachten. Die ural-altaischen Sprachen, vielleicht mit Ausnahme des Finnischen, haben den Höhepunkt der ersten Formenbildung noch nicht erreicht: wenn wir hier auf flexionslose Wörter stossen, so sind dies Überreste aus einer älteren Periode der Sprache, wo die Flexion noch nicht entwickelt war; die flexionslosen Wörter der neueren indogermanischen Sprachen dagegen sind in der Regel verwitterte Flexionsformen. Eine Vergleichung der mongolischen und kalmückischen Volkssprache mit der Schriftsprache zeigt uns ganz deutlich, wie Formen sich in der jüngsten Vergangenheit gebildet haben. Die mongolische Schriftsprache kennt noch keine affigirten Pronomina, weder Possessiva noch Prädicativa; in der Sprache der heutigen Burjaten haben sich beide Arten von affigirten Pronominibus, aber nicht in durchgängig unterschiedener Form, entwickelt, so dass beim Verbo eine Abwandlung nach den Personen stattfindet. Dieselbe Erscheinung haben wir bei den Kalmücken: *üsädshi*

bainu tschi siehest du zieht die Volkssprache in *üsädshānütsch*, *ögüngädshi bainai bi* ich werde bald gehen, ich bin im Begriff zu gehen in *ögüngädshānäb* zusammen. So verbindet sich auch die Postposition *ätsä* mit seinem Nomen zu einer untrennbaren Einheit und wird geradezu eine Casusendung: *chagâsa* woher, in der Schriftsprache *chamigha ätsä*. Man sieht hieraus, wie voreilig aus dem Schicksal der indogermanischen Sprachen gefolgert worden ist, dass die Sprachengeschichte, so weit sie die Geschichte der Entwickelung der Bildung der Sprachen sei, vor die Weltgeschichte falle.« Namentlich der Schluss dieser Ausführungen ist für die hier behandelte Frage von grossem Interesse. Denn die Beobachtung, dass in historischer Zeit Sprachformen durch Zusammensetzung entstehen, muss zu Gunsten der gleichen Annahme für die sog. vorhistorische Zeit schwer in's Gewicht fallen.

Alles freilich, was hiermit für die Bopp'sche Auffassung beigebracht worden ist, kann nur dazu dienen, das Princip im Allgemeinen zu empfehlen. Wie weit sich das Princip etwa im Einzelnen bewähre, darüber kann nur die Specialdiscussion Aufschluss geben, zu der ich nunmehr übergehe. Ich mache dabei drei Hauptabtheilungen: die Wurzeln, das Nomen, das Verbum.

I. Die Wurzeln.

a) Der Begriff der Wurzel.

Wie oben gezeigt worden ist, entnahm Bopp der grammatischen Tradition seiner Zeit und den indischen Grammatikern den Satz, dass die gesammte Wortmasse einer Sprache auf Wurzeln zurückgebe. Ob nun diese sogenannten Wurzeln als reale sprachliche Gebilde oder als Abstraktionen des Grammatikers anzusehen seien, darüber hat sich Bopp, der überhaupt allgemeinere Erörterungen nicht liebt, soviel ich sehe, nicht ausgesprochen. Dagegen ist die Frage von Pott in der ersten Ausgabe seiner Etymologischen Forschungen an verschiedenen Stellen und in der zweiten Auflage in einem über tausend Seiten starken Bande (der zweiten Auflage zweiten Theiles erste Abtheilung, Lemgo und Detmold 1861) eingehend erörtert worden. Seine Meinung ist (um es möglichst mit seinen eigenen Worten zu sagen) folgende: Wurzeln sind die Stammoberhäupter einer Wörterfamilie, die Einheit, die pyra-

midalische Spitze, in welche alle zu einer solchen Familie gehörigen Glieder auslaufen; nur Composita können als Wörtereheleute zweien Familien angehören. Wurzeln sind ferner nur ein Eingebildetes, eine Abstraction; factisch kann es in der Sprache keine Wurzeln geben: was in ihr auch äusserlich als reine Wurzel sich darstellen möge, ist Wort oder Wortform, nicht Wurzel; denn Wurzel ist eben eine Abstraction von allen Wortclassen und deren Unterschieden, die Lichtsammlung aus ihnen ohne Strahlenbrechung« (1. Aufl. 148), und ähnlich in der zweiten Auflage: »Wurzel ist nicht wie Buchstabe oder Sylbe, die bloss lautliche sondern auch begriffliche Einheit genetisch zusammengehöriger Wörter und Formen, welche dem Sprach-Bildner bei deren Schöpfung in der Seele als Prototyp vorschwebte, ja wo nicht ganz verdunkelt, mehr oder minder deutlich von jedem Redenden gefühlt wird mit Bezug auf diejenige Sprache (zumeist die Muttersprache), deren er sich bedient.« Dazu nehme man S. 194: »Die Wurzeln sind stets nur ideale, vom [wohl: dem] Grammatiker zu seinem Geschäft nöthige Abstractionen, die er indess unter strengem Ausschliessen [wohl: Anschliessen] an die gegebene Wirklichkeit aus der Sprache abzuziehen hat.« Pott leugnet also, dass die Wurzeln vor den Flexionsformen existirt haben: »Wenn nun behauptet werden muss, Declination entstehe in den Sanskritsprachen durch Aufügung der Flexionssuffixe an die Grundformen des Nomen, Conjugation durch die anderer an die Wurzel oder den Stamm, so darf dies nicht so missverstanden werden, als seien Grundform und Wurzel etwas selbständig und unverbunden in der Sprache Vorhandenes, oder gleichsam vor der Flexion in ihr vorhanden gewesen; es ist nur die Meinung, dass die Grundform in allen Casus, die Wurzel in allen Verbalformen als das noch Ununterschiedene, als das ihnen Gemeinschaftliche enthalten sei, welches nur die grammatische Analyse um wissenschaftlicher Zwecke willen von allen mit ihnen in der Wirklichkeit vereinigten Unterschieden zu befreien und in ihrer Einfachheit hinzustellen bestrebt ist« (erste Aufl. I. S. 155), und ähnlich zweite Aufl. S. 196 (vgl. auch erste Aufl. I, 179). Diese Definition von Pott ist richtig, insofern sie richtig angiebt, welche Stelle eine Wurzel innerhalb einer fertigen Flexionssprache einnimmt, aber sie ist einseitig, insofern sie nicht angiebt, wie die Wurzel zu dieser Funktion gekommen ist. Auf diese Frage ist vom Standpunkt der Bopp'schen Hypothese aus

nur eine Antwort möglich. Wenn wirklich die Prototypen der jetzt vorhandenen Flexionsformen durch Zusammensetzung, insbesondere die Prototypen der Formen des verbum finitum durch Zusammensetzung einer Verbal- mit einer Pronominalwurzel entstanden sind, so muss die Wurzel, ehe das Wort entstand, bestanden haben. Die Wurzeln sind darum in den Wörtern enthalten, weil sie vor ihnen da waren und in ihnen aufgegangen sind. Sie sind die Wörter der vorflexivischen Periode, welche mit der Ausbildung der Flexion verschwinden. Und daher erscheint denn dasjenige, was einst ein reales Wort war, vom Standpunkte der ausgebildeten Flexionssprache aus nur als ein ideales Bedeutungscentrum. Dieser durchaus fassliche und consequente Begriff der Wurzel ist heut zu Tage von denjenigen, welche auf dem Boden der Bopp'schen Hypothesen stehen, wohl allgemein recipirt. Man vergleiche darüber ausser dem was Curtius Chronologie 2 S. 23 anführt namentlich Benfey Gött. Gel. Anz. 1852 S. 1782, und Steinthal Zeitschrift für Völkerpsychologie 2, 453—486.

Ja es hat den Anschein, als könne auch Pott sich schliesslich mit dieser Auffassung befreunden. Finden sich doch auch bei ihm Stellen wie die folgende: »Es wäre denkbar, dass den Sanskritsprachen in der auf uns vererbten Gestaltung ein Zustand der grössten Einfachheit und Flexionslosigkeit, wie ihn noch heute die chinesische Sprache nebst anderen sog. monosyllabischen darbietet, vorausging« (Et. F.[1], 2, 360). Wenn Pott sich trotzdem gegen die hier vorgetragene historische Auffassung der Wurzel ablehnend verhält, so geschieht das offenbar aus kritischer Abneigung gegen die ursprachlichen Constructionen überhaupt. Aber diese Abneigung geht zu weit, wenn sie sich nicht etwa bloss gegen die Wurzelaufstellungen im Einzelnen, sondern gegen den ganzen Begriff der Wurzel als des Wortes der Urzeit wendet. Denn dieser Begriff der Wurzel ist eine nothwendige Consequenz der Bopp'schen Zusammensetzungstheorie, der ja auch Pott anhängt.

Aus dem hiermit festgestellten Begriff der Wurzel ergiebt sich sogleich eine praktisch wichtige Folgerung. Wenn die Wurzeln nicht mehr in den Einzelsprachen, auch nicht mehr in der indogermanischen Flexionssprache, sondern nur in der hinter derselben liegenden Periode existirt haben, so kann man auch nicht von sanskritischen, griechischen, lateinischen, deutschen, slavischen u. s. w. Wurzeln reden, sondern nur

von indogermanischen. Stellt man dennoch Wurzeln der Einzelsprachen auf, so haben diese keinen wissenschaftlichen Werth, sondern nur die Bedeutung praktischer Hülfsconstruktionen. Dabei macht die Alterthümlichkeit der einzelnen Sprachen keinen Unterschied. Sanskritische Wurzeln haben nicht mehr Berechtigung als neuhochdeutsche oder rumänische, denn der Umstand, dass in der alterthümlichen Sprache sich die ursprünglichen Wurzeln leichter herauserkennen lassen, kommt für die theoretische Beurtheilung nicht in Betracht. Liegt doch überall dasselbe historische Verhältniss vor: In unendlicher Ferne hinter aller Überlieferung liegt die Zeit, in welcher die indogermanische Flexion noch nicht existierte, in welcher man sagen wir *dā* gebrauchte, um geben, Geber u. s. w. auszudrücken. Als dann etwa *dāmi* ich gebe, *dātar* der Geber u. s. w. entstand, war damit die Wurzel *dā* als solche aus der Sprache entschwunden. Es waren fortan (nach Vollendung der Flexion) nicht mehr Wurzeln, sondern nur Wörter vorhanden. Und als nun endlich (vielleicht nach Tausenden von Jahren) sich aus dem Urvolk einzelne Völker absonderten, wie die Inder, Hellenen u. s. w., brachten diese natürlich aus der ursprünglichen Heimath nichts mit als fertige Wörter. In manchen Wörtern hatte sich das was einst die Wurzel gewesen war noch deutlich erhalten, z. B. in δίδωμι δοτήρ u. s.w. des Griechischen, und diese Wörter bildeten dann natürlich in der Seele des Sprechenden eine zusammengehörige Masse, aber eine Wurzel δο oder δω existierte in der Sprache der Griechen nicht. Dagegen in anderen Fällen ist das Verwandte auch in so alterthümlichen Sprachen, wie das Griechische, schon nicht mehr durch Lautähnlichkeit zusammengehalten. So mag zwar dem Inder noch eine Beziehung zwischen *āçús* (ὠκύς) und *áçvas* (ἵππος) vorgeschwebt haben, aber der Grieche fühlte sicher zwischen ὠκύς und ἵππος nicht mehr die geringste Beziehung. Die moderneren Sprachen nun unterscheiden sich von dem Sanskrit, Griechischen u. a. eben nur dadurch, dass das Verhältniss, welches wir im Griechischen bei ὠκύς und ἵππος eingetreten sehen, in ihnen viel häufiger geworden ist.

Wenn es demnach klar ist, dass es unwissenschaftlich ist, von Wurzeln der Einzelsprachen zu reden, so ist es auf der anderen Seite doch wahrscheinlich, dass dieselben — ihrer Bequemlichkeit wegen — nicht aus der Praxis der Sprachwissenschaft verschwinden werden. Und es ist auch gegen die Anwendung von Hülfsfiguren nichts einzuwenden, sobald

man sie nicht mit Realitäten verwechselt. Bei der Aufstellung dieser Wurzeln kommt natürlich auf die Form wenig an. Ob man φερ sagen will, oder φορ oder φαρ oder endlich φρ, ist lediglich eine Sache der Verabredung.

b) Die Klassen der Wurzeln.

Bopp äussert sich über die Klassen der Wurzeln folgendermassen: »Es gibt im Sanskrit und den mit ihm verwandten Sprachen zwei Klassen von Wurzeln; aus der einen, bei weitem zahlreichsten, entspringen Verba und Nomina (substantive und adjective), welche mit Verben in brüderlichem, nicht in einem Abstammungsverhältnisse stehen, nicht von ihnen erzeugt, sondern mit ihnen aus demselben Schosse entsprungen sind. Wir nennen sie jedoch, der Unterscheidung wegen und der herrschenden Gewohnheit nach, Verbal-Wurzeln. Aus der zweiten Klasse entspringen Pronomina, alle Urpraepositionen, Conjunctionen und Partikeln; wir nennen diese »Pronominalwurzeln«, weil sie sämmtlich einen Pronominalbegriff ausdrücken, der in den Praepositionen, Conjunctionen und Partikeln mehr oder weniger versteckt liegt.« Dieser Eintheilung haben sich eine Reihe von Gelehrten angeschlossen (vgl. G. Curtius, Zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung [Abh. der phil.-hist. Classe der sächsischen Ges. der Wiss.] Zweite Aufl., Leipzig 1873, S. 23, und Whitney, Sprachwissenschaft übersetzt von Jolly, München 1874, S. 389), wenn auch einige von ihnen andere Benennung der beiden Klassen vorziehen, unter denen mir Max Müller's Bezeichnung prädicative und demonstrative die annehmbarste scheint.[1])

Von anderer Seite sind gegen Bopp's Ansicht Einwendungen erhoben worden, die sich folgendermassen formulieren lassen:

Zunächst ist bezweifelt worden, ob wirklich eine ursprüngliche Zweiheit der Klassen anzunehmen, und nicht vielmehr

---

[1]) Curtius' Bezeichnung »nennende« Wurzeln (für praedicative) erweist sich bei dem Versuch, aus den zwei Klassen der Wurzeln die Redetheile zu entwickeln als unpraktisch. Indem man nämlich aus den »nennenden« Wurzeln das Verbum und Nomen ableitet, und als Characteristicum des letzteren angiebt, dass es »nennt«, während das Verbum »aussagt«, gelangt man dazu, den Terminus »nennen« zweimal in verschiedenem technischen Sinne zu gebrauchen.

die demonstrative Klasse aus der prädicativen abzuleiten sei. Dieser Ansicht sind Gelehrte wie Jacob Grimm, Schleicher (vgl. Curtius Chronologie ², 24), Weber (Indische Studien 2, 406). Sie leiten z. B. den Pronominalstamm *ta* von *tan* dehnen ab, und das Pronomen der ersten Person *ma* von *mā* messen (wobei Schleicher folgende Entwickelung der Bedeutung annimmt: messen, denken, Mensch, ich).

Theilweise schliesst sich ihnen Scherer an, indem er Zur Geschichte der deutschen Sprache ², 451 ausspricht, etwas werde doch wohl von dem, was Weber in dieser Beziehung behaupte, Bestand haben, aber er unterscheidet sich von den genannten Gelehrten dadurch, dass er auch ein Hervorgehen von prädicativen Wurzeln aus Raumvorstellungen annimmt.

Für mich hat keine der vorgebrachten Ableitungen etwas Wahrscheinliches, und ich möchte also soviel festhalten, dass eine Einheit hinter und über der von Bopp behaupteten Zweiheit nicht wahrscheinlich gemacht worden sei.

Eine eigenthümliche Ansicht, die sich theilweise mit der eben erwähnten deckt, hat Benfey ausgesprochen. Er nimmt ebenfalls an, dass die prädicativen Wurzeln der Grundstock aller Wurzeln seien, definirt diese selber aber enger als Bopp und die übrigen Sprachforscher. Während nämlich Bopp Nomen und Verbum als Zwillinge den prädicativen Wurzeln entstammen lässt, hält Benfey die Verben für das einzig Primitive, und giebt also den einsilbigen Urelementen, die auch er annimmt, nicht mehr den Namen Wurzeln, sondern primitive Verben. Er leitet also die ganze Masse indogermanischer Wörter aus primären Verben ab. Diese Theorie beruht hauptsächlich auf Benfey's Suffixtheorie. Und da ich, wie sich unten zeigen wird, diese nicht billigen kann, so halte ich auch ihre Consequenz, die einsilbigen primären Verben nicht für annehmbar.

Die bisher erwähnten Ansichten haben das Gemeinsame, dass sie an die Stelle der von Bopp angenommenen Zweiheit mit mehr oder weniger Bestimmtheit die Einheit setzen möchten. Aber auch ein entgegengesetzter Einwand kann erhoben werden. Reichen die Bopp'schen Klassen aus? Können aus ihnen die überlieferten Redetheile ohne Rest abgeleitet werden? Bei dem Versuch einer solchen Ableitung stösst man (ganz abgesehen von den Zahlwörtern, deren Ursprung man nicht kennt) bei den Praepositionen und Partikeln auf erhebliche Schwierigkeiten. Die Praepositionen will Pott zu keiner

der beiden Klassen stellen, sondern meint, sie seien sui generis und ebenso ursprünglich wie die Pronomina. Ich glaube nicht, dass es gelingen wird die Urpraepositionen des Indogermanischen mit einiger Sicherheit zu analysiren (mit dem Experiment Grassmann's in Kuhn's Zeitschrift 23, 559 ff. kann ich mich nicht befreunden), aber es ist doch klar, dass sie zu den Pronominibus in einem begrifflich nahen Verhältnisse stehen, und darum mag es gestattet sein, sie mit diesen unter eine Klasse zu bringen, aber mehr Bedenken erregen gewisse Partikeln, z. B. die Partikeln der Abwehr und Ermunterung *mâ* und *nú*. Wie diese Wörter, die weder eine Erscheinung benennen, noch den Sprechenden mit seiner Umgebung in augenblickliche Beziehung setzen, in eine der vorhandenen Abtheilungen eingefügt werden können, ist schwer zu sagen. Vielleicht wäre noch eine dritte Klasse anzusetzen, nämlich solche Wurzeln, welche als Begleiter von allgemeineren Empfindungen auftreten, und mit den Interjectionen, die doch nicht völlig von der Sprache auszuschliessen sind, zusammengehören.

Indessen auf diesem Gebiete ist schwerlich mit den Mitteln der inductiven Sprachforschung etwas Sicheres zu erreichen, wenn man auch, sobald die Lehre von den Redetheilen ernsthafter in Angriff genommen sein wird, wohl etwas weiter kommen wird, als wir jetzt sind. Immer wird auch der Erwägung der psychologischen Wahrscheinlichkeit Raum zu gönnen sein, und somit die ganze Frage einer anders gearteten und weiter ausgreifenden Diskussion zuzuweisen, als diejenige ist, welche ich an dieser Stelle vornehmen kann.

c) Die Form der Wurzeln.

Über die Form der Wurzeln sagt Bopp, dass dieselben ausser dem Gesetz der Einsilbigkeit keiner weiteren Einschränkung unterworfen seien. Derselben Meinung sind Benfey, Curtius u. a., und Schleicher fügt noch die Bestimmung hinzu, dass die Wurzel niemals einen Steigerungslaut, sondern immer nur den Grundvocal (*i u*) enthalten dürfe.

Für die durchgängige Einsilbigkeit der Wurzeln wird zunächst ein so zu sagen philosophischer Grund angeführt, den Adelung so ausdrückt: »Jedes Wurzelwort war ursprünglich einsilbig, weil der noch rohe Naturmensch seine ganze Vorstel-

lung mit einer Öffnung des Mundes hervordrängte.« Etwas subtiler drückt sich Wilhelm von Humboldt aus: »Man geht aber auch, wenn man die Frage bloss aus Ideen betrachtet, wohl nicht zu weit, indem man allgemein annimmt, dass ursprünglich jeder Begriff nur durch eine Silbe bezeichnet wurde. Der Begriff in der Sprachforschung ist der Eindruck, welchen das Object, ein äusseres oder inneres, auf den Menschen macht; und der durch die Lebendigkeit dieses Eindruckes der Brust entlockte Laut ist das Wort. Auf diesem Wege können nicht leicht zwei Laute einem Eindruck entsprechen« (angeführt bei Pott, Wurzeln S. 216). Auf derselben Bahn bewegt sich Curtius, Chronologie 23, wenn er sagt: »Auch darin befinde ich mich im Einklang mit den meisten Sprachforschern, dass ich den Wurzeln Einsilbigkeit beilege. Blitzartig, hat man gesagt, bricht die einheitliche Vorstellung in einem Lautcomplexe durch, der in einem Moment vernehmbar sein müsse.« Es liegt auf der Hand, dass ein solches Räsonnement, so ansprechend es ist, doch nichts Zwingendes haben kann, und es kommt daher Alles darauf an, ob für die angenommene Einsilbigkeit ein empirischer Beweis zu führen ist. Man findet eine Wurzel, indem man einem Worte alle Bildungssilben abstreift. Wenn sich nun durchweg ergiebt, dass der nach dieser Operation übrig bleibende Wortkern einsilbig ist, so wäre der Beweis für die These geliefert. Aber dieser Beweis bewegt sich in einem Cirkel. Wurzel ist, was nicht Bildungssilbe ist, und Bildungssilbe, was nicht Wurzel ist, wo aber der Schnitt zwischen beiden zu machen sei, das zu entscheiden ist Sache unserer grammatischen Erwägung. Wie nun, wenn diese Erwägung in die Irre ginge, wenn wir z. B. *gamati* er geht, nicht *gam-a-ti* sondern *gama-ti* zu theilen, also eine zweisilbige Wurzel anzunehmen hätten?

Inwieweit die hier angestellte hypothetische Betrachtung etwa richtig sein könnte, darüber mögen uns vielleicht die Untersuchungen belehren, welche neuerdings über die Geschichte und Entwickelung der Wurzeln angestellt worden sind. Ich theile desshalb über diese Untersuchungen das Nöthige mit.

Es kann nicht bezweifelt werden, dass die Wurzeln, welche wir (wesentlich nach dem Vorgang der indischen Grammatiker) als indogermanisch anzusetzen pflegen, nicht alle auf derselben geschichtlichen Ebene stehen, dass man vielmehr unter denselben ältere und jüngere Bildungen zu

unterscheiden hat. Bei diesem Versuch hat Pott einen Weg eingeschlagen, der jetzt (mit Recht wie mir scheint) verlassen worden ist, indem er annimmt, dass in den Anfangslauten der Wurzeln häufig Praepositionen oder sonstige Praefixe stecken, wie er denn z. B. *svād* »Gefallen finden« aus *su ā ad* »gut an essen« erklärt (vgl. gegen diese Erklärungsweise die Polemik von Curtius Grundzüge [5], 32 ff.). Die entgegengesetzte Methode wendet Curtius an, indem er vielfach Endconsonanten als neuere Zusätze, sogenannte Wurzeldeterminative loslöst, also z. B. *judh* kämpfen und *jug* verbinden aus einer gemeinsamen Urwurzel *ju* herleitet, ohne übrigens über die Natur und den Ursprung dieser Determinative etwas Bestimmtes aussagen zu wollen. In Curtius' Fussstapfen ist dann Fick getreten, der in demjenigen Abschnitte seines Wurzelwörterbuchs, welches den Titel »Wurzeln und Wurzeldeterminative« führt, einen sehr umfassenden Versuch der Wurzelzerlegung unternommen hat.

Er ist dabei zu folgendem allgemeinen Ergebniss gelangt: »Die Urwurzel kann bestehen 1. aus einem blossen Vocal (*a i u*), 2. *a*-Vocal + Consonant (*ad*, *ap*, *as*), 3. Consonant oder Doppelconsonant + *a*-Vocal (*da*, *pa*, *sa*; *sta*, *spa*, *sna*). Alle anders oder voller gestalteten Wurzeln sind entweder durch Lautschwächung (z. B. *ki* aus *ka*, *gi* aus *ga*, *tu* aus *ta*) aus den Urwurzeln entstanden oder durch angetretene Determinative aus denselben weitergebildet.« Den Beweis für diese Behauptung sucht er empirisch zu führen durch den Nachweis, dass sämmtliche oder doch beinahe alle Wurzeln, deren Gestalt den obigen drei Kategorien nicht entspricht, sich ungezwungen nach Form und Bedeutung auf die jenen drei Gestalten conformen Wurzeln zurückführen lassen.

Um zu zeigen, wie es bei dieser Zurückführung zugeht, führe ich ein Beispiel an:

ka tönen.
ku, *ku-n canere* tönen, klingen.
ku-k lachen.
ku-t lärmen, schwatzen.
ku-r rufen, nennen.
kar-k, *kra-k* tönen, lachen, krächzen = *kru-k* dass.
kar-d, *kra-d* rauschen, tönen.
kra-p lärmen, jammern, jämmerlich sein, vgl. skr. *karuṇa* jämmerlich.
kru hören, vgl. arisch *kra-tu* Einsicht.
(*kru-k* schreien, krähen, krächzen, wohl erst aus *krak* entstanden).

kru-s hören.
ka-s anzeigen, rühmen, loben.
kās husten.
ku schreien, heulen.
ku-k schreien, heulen.
ku-g winseln, zirpen.
ku-d lärmen, schmähen.

Neuerdings hat Fick (Bezzenberger's Beiträge 1, 1 ff.) diese Theorie erheblich modificirt, indem er in allen den von ihm angenommenen Determinativen nunmehr Reste von Silben sieht. »Sind Formen wie *mak*, *star*, *dam* durch Composition der primären Wurzeln *ma*, *sta*, *da* mit einem zweiten Gliede gebildet, so ist ganz ausser Frage, dass die Produkte dieser Composition ursprünglich *ma-ka*, *sta-ra*, *da-ma* gelautet haben müssen, denn Elemente wie *k r m*, d. h. blosse Consonanten giebt es im Indogermanischen gar nicht, es kann daher auch niemals mit ihnen operirt sein.« Demnach ist Fick an dieser Stelle der Ansicht, dass, um das oben angeführte Beispiel wieder zu gebrauchen, *gamati* in *gama-ti* zu zerlegen, und *gama* als zweisilbige Secundärwurzel anzusehen sei, welche aus der Urwurzel *ga* mittels Anfügung von *ma* entstanden wäre.

Schon vor Fick hatte Ascoli[1]) (in seinen Studj ariosemitici 1865) wesentlich dasselbe Räsonnement angestellt, und ist neuerdings in dem einleitenden Brief über die paläontologischen Reconstructionen der Sprache in seinen Kritischen Studien (Weimar 1878) wieder darauf zurückgekommen. Er drückt sich daselbst u. a. so aus: »Zugleich ergiebt sich, dass sehr viele wurzelhafte Complexe des indo-europäischen Wörterbuchs, statt ihrer alten Bedeutung als wahrer erster Elemente, wahrer Wurzeln als ursprünglicher Monosyllaba treu zu bleiben, eine genaue Analyse gestatten, wodurch sie als Zusammensetzungen eines wirklich ursprünglichen Monosyllabum und eines oder mehrerer hinzukommender Elemente (derivativer, determinirender oder ergänzender Art, wie man es nennen will) nachgewiesen werden, so dass diese anscheinenden Wurzeln in der That Reductionen von zweisilbigen (oder auch dreisilbigen) Aggregaten sind, Reductionen oder Ausschälungen, die in Wirklichkeit nie ein selbständiges Leben hatten, sondern nur durch die Verbindung der alten

[1]) Ich habe es nur wegen der Ausgeführtheit der Fick'schen Darstellung für angemessener erachtet, seine Erörterungen dem Leser zuerst vorzuführen.

Aggregata mit neuen accessorischen Elementen von andrer derivativer oder flexionaler Bedeutung erreicht werden. So ergiebt sich z. B. dass in der Sprache der Arier vor ihrer Trennung zwar der Lautcomplex SKID (schneiden, spalten, lat. *scid-*, zd. *çkid-* u. s. w.) mit *i* bestand, dass aber zugleich positive Nachfolger des gleichbedeutenden SKAD (zd. *çkeñda* u. s. w.) und des ebenfalls gleichbedeutenden SKA (SAK-A; skr. *khā*, lat. *sec-*) vorhanden sind; und wir würden in der That von *skid* auf *ska-da* zurückgehen. Für ‚laufen' hatten die Arier vor ihrer Trennung einen Lautcomplex DRAM (skr. *dram*, gr. δρεμ-), der jedoch eigentlich DRAMA heisst; DRA tritt auf in dem gleichbedeutenden *drā* des Indischen und Griechischen (ἔ-δρα-ν); ein drittes Synonym, das indische *dru* (*drava-ti*), kann sicherlich sein *u* nicht für ursprünglich ausgeben. Das accessorische Element von DRAM zeigt sich wieder in TRAM (TRA-MA; lat. *trem-* u. s. w.), dessen wahre wurzelhafte Grundlage wieder in der gleichbedeutenden Verbindung TRAS (TRA-SA, skr. *tras*, gr. τρεσ- τρέω) und auch in TRAP (TRA-PA; z. B. im lat. *trepidus*) auftritt. In ähnlicher Weise würden wir für das skr. *kṛt* ‚schneiden' (vgl. κείρω) auf KAR-TA (neben KARA) oder für das zd. *çtakh-ra* ‚was Widerstand leistet, fest steht' auf STA-KA zurückgehen, und so weiter in unzähligen anderen Fällen.«

Bei der Beurtheilung dieser Anschauungen wird man Folgendes festzuhalten haben: Durch die Existenz von *jug* neben *ju*, *dram* neben *drā* u. s. w. ist in der That der Gedanke nahe gelegt, dass Wurzeln durch das Hintenantreten neuer Elemente weitergebildet worden sind. Dass diese Elemente ursprünglich nicht aus einzelnen Buchstaben, sondern aus Silben bestanden haben, ist ebenfalls eine sehr natürliche Annahme. Es ist also gegen die Vermuthung, dass neben den einsilbigen Wurzeln auch zweisilbige bestanden haben mögen, im Allgemeinen nichts einzuwenden.

Im Einzelnen freilich ergeben sich grosse Schwierigkeiten. So kann man z. B. verschiedener Meinung darüber sein, wie man das zweite *a* in dem indischen Präsens *gamati* auffassen soll. Soll man annehmen, dass *gama* in *gamati* die uralte zweisilbige Wurzelform sei, oder ist aus *gama* in der vorflexivischen Periode bereits *gam* geworden, und daraus das Präsens *gam-a-ti* abgeleitet, mit einem Suffix *a*? Am meisten Schwierigkeit macht, wie mir scheint, die Bedeutung. Soll man wirklich annehmen können, dass die ältesten Wurzeln eine so allgemeine und

blasse Bedeutung gehabt hätten, wie »tönen«? Spricht nicht vielmehr alles dafür, dass so sinnenfällige Erscheinungen wie rauschen, singen, lachen u. s. w. (deren Bezeichnungen Fick erst aus der Bezeichnung für tönen ableitet) zuerst sprachlichen Ausdruck gefunden haben?

Doch es ist nicht meine Absicht, hier näher auf diese erst in den allerersten Anfängen befindlichen Untersuchungen einzugehen. Ich wollte nur zeigen, durch welches Räsonnement ein moderner Sprachforscher dahin gelangen kann, neben einsilbigen Wurzeln auch zweisilbige anzusetzen.

Ich habe endlich noch ein Wort über die Schleichersche Ansicht von dem Vocal in der Wurzel zu sagen. Wir haben von den indischen Grammatikern die Anschauung überkommen, dass aus den Grundvocalen *i* und *u* durch Steigerung Diphthonge gebildet werden können, und sind ihnen früher meist auch darin gefolgt, dass wir den Wurzeln die einfachen Vocale beilegen, also *i* (gehen) und nicht *ei*, *ruk* (leuchten) und nicht *reuk* schreiben. Dabei ergiebt sich aber eine Schwierigkeit. Wenn wir aus dem Präsens *eimi imás* die Wurzel *i* ausziehen, so müssten wir für *ásmi smás* consequenter Weise eine Wurzel *s* aufstellen (vgl. Begemann, Das schwache Praeteritum, Berlin 1873, IX ff.). Nun sind zwar Wurzelformen wie *s*, *pt*, *bhs* gewiss schon in den Wörtern der Ursprache erschienen (vgl. Brugman, Morphol. Untersuchungen I, 11), dass sie aber schon in der Wurzelperiode als selbständige Sprachelemente vorhanden gewesen seien, ist nicht glaublich. Man wird vielmehr für die Wurzelperiode keine anderen Formen aufstellen können als *es*, *pet* u. s. w. und folglich nicht *i*, sondern *ei*. Damit müsste denn die bisherige Auffassung der Vocalsteigerung umgekehrt werden, und das ist in der That auch von mehreren Gelehrten geschehen (vgl. Paul und Braune, Beiträge 6, 408). Doch mangelt noch eine systematische Darstellung. Für unseren Zweck ergiebt sich mindestens die Folgerung, dass die Schleicher'sche Ansicht über den Wurzelvocal nicht als ein nothwendiges und für immer feststehendes Resultat gelten kann.

So viel über die Form der Wurzeln. Als den wichtigsten Gesichtspunkt möge der Leser dabei folgenden festhalten: Gegeben sind nur Wörter. Wir ziehen aus ihnen die Wurzeln mittels grammatischer Operationen. In diesen aber können wir irren, und die Meinungen über das, was richtig und was falsch ist, können wechseln. Es steht also mit der Form der

Wurzeln gerade so wie mit der Form der Worte in der Schleicher'schen Ursprache. Dass einst vor der Flexion sogenannte Wurzeln die Wörter der Ursprache gewesen sind, steht fest, wenn überhaupt die ganze Bopp'sche Analyse Bestand hat, an der Form aber, welche man der einzelnen Wurzel giebt, zeigt sich nichts, als die Meinung der Gelehrten über die Art, wie die überlieferten Wörter der indogermanischen Sprachen zu zerlegen sind.

II. Das Nomen.

a) Die Stammbildungssuffixe.

Im Indogermanischen giebt es bekanntlich Nominalformen, die entstehen, indem das Casuszeichen unmittelbar an die Wurzel tritt, so z. B. *duc-s*, während die Mehrzahl zwischen Wurzel und Casuszeichen noch gewisse Elemente zeigt, die wir Stammbildungssuffixe nennen. Dieselben bestehen bald aus einem einfachen Vocal, bald aus einem Consonanten und einem Vocal wie *ta*, *na*, *ra*, oder auch aus einem Vocal und einem Consonanten, wie *as*, oder sie sind von vollerer Gestalt, wie *tar*, *tama*, *mant* u. s. w. Über die aus blossem *a*, *i* oder *u* bestehenden Suffixe urtheilte Bopp anfänglich noch schüchtern und mit Anklängen an die Schlegel'sche Auffassung, indem er sich in einer akademischen Abhandlung vom 28. Juli 1831 (S. 15) so äusserte: »Der dünne Körper derselben lässt bei den Verbalwurzeln, die sie zu Wörtern machen, in das Leben einführen und mit Persönlichkeit bekleiden, die uralte Zusammensetzung am leichtesten übersehen. Man mag vorziehen, jene Laute gleichsam als die Füsse anzusehen, die einer Wurzel beigegeben oder angewachsen sind, damit sie sich in der Declination darauf bewegen könne; man mag sie auch als geistige Emanationen der Wurzel ansehen, die, man braucht nicht zu bestimmen wie, aus dem Schoosse der Wurzeln hervorgetreten, und nur einen Schein von Individualität haben, an sich aber Eins mit der Wurzel oder nur ihre organisch entfaltete Blüthe oder Frucht seien. Mir scheint aber die einfachste und durch die Genesis anderer Sprachstämme[1]) unterstützte Erklärung den Vorzug zu verdienen;

[1]) Vorher (S. 14) war namentlich das semitische zur Vergleichung herbeigezogen.

und da nichts natürlicher ist, als dass im Ganzen die Wortbildung, wie überhaupt die Grammatik, auf der Verbindung von Bedeutsamem mit Bedeutsamem beruht, so scheint es mir kaum dem Zweifel unterworfen, dass das *a* z. B. in दम *dam-a* bändigend, Bändiger darum stehe, um die Person zu vertreten, welche das was die Wurzel दम् *dam* bezeichnet, an sich trägt oder ausübt; दम *dam-a* ist also gleichsam eine dritte Person des Verbums, im nominalen, substantiven oder adjectiven Zustande', unabhängig von Zeitbestimmungen.« Mit grösserer Sicherheit wird — wie schon bemerkt — diese Theorie in der vergleichenden Grammatik vorgetragen, und daselbst überhaupt die Majorität der Stammbildungssuffixe aus Pronominibus abgeleitet, während für einen Theil (z. B. *-tar*) die Zurückführung auf prädicative Wurzeln unternommen wird. Der Meinung Bopp's schliesst sich im Wesentlichen Pott an (Etym. Forschungen, 1. Aufl., II, 454 ff.). Schleicher und Curtius weichen insofern ab, als sie die Herleitung aus prädicativen Wurzeln aufgeben, also z. B. *tar* aus den zwei Pronominalwurzeln *ta* und *ra* deuten möchten (vgl. auch Kuhn in seiner Zeitschrift 14, 229). Dagegen hat sich Scherer wieder der prädicativen Wurzeln angenommen, ja er möchte dieser Art von Ableitung einen erheblich grösseren Spielraum gewähren, als Bopp that, wie er denn z. B. es für möglich hält, das Suffix *va* mit der Wurzel *av* »sich sättigen«, »erfüllen« in Zusammenhang zu bringen.

Dass man sich bei dem Versuch, die Stammbildungssuffixe zu erklären, an die beiden Bopp'schen Wurzelclassen oder an eine derselben wendete, ist für die Anhänger der Bopp'schen Agglutinationstheorie selbstverständlich. Ich muss aber (im Einverständniss mit Scherer) gestehen, dass ich mir nur die Herleitung von Suffixen aus prädicativen Wurzeln recht anschaulich machen kann, da wir für diese Herleitung die treffliche Analogie unserer deutschen Suffixe *-bar -heit -thum* zur Verfügung haben. Für die Annahme, dass in vielen Suffixen Pronomina stecken, spricht freilich die formelle Gleichheit oder Ähnlichkeit derselben mit Pronominalwurzeln, aber es ist schwer das geistige Band aufzufinden. Man kann sagen, das Pronomen bedeute die Person oder das Ding im Allgemeinen, welches dann durch die vorgetretene prädicative Wurzel näher bestimmt werde (so Windisch in Curtius' Studien 2, 402) oder das Pronomen weise wie ein Artikel auf das schon fertige Wort hin (so Curtius in seiner Chronol.): —

immer wird man darüber befremdet sein müssen, dass so viele Suffixe in ungefähr gleicher Bedeutung neben einander erscheinen, und dass sich so gar nichts von dem specifischen Sinne der Pronomina in den Suffixen entdecken lassen will.

Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, dass Versuche zu anderweitiger Erklärung der Stammbildungssuffixe gemacht worden sind, so von Benfey, und mit Beschränkung auf einige Suffixgestalten von Scherer und Fick.

Benfey hat seine Theorie an verschiedenen Orten vorgetragen, in seinen Abhandlungen in der Kieler Monatsschrift vom Jahre 1854, in seiner kurzen Sanskritgrammatik, in seiner Zeitschrift Orient und Occident an verschiedenen Stellen, am kürzesten und übersichtlichsten in einem Aufsatz im neunten Bande von Kuhns Zeitschrift: »Ein Abschnitt aus meiner Vorlesung über vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen«. Wie sich die Theorie praktisch verwerthen lässt, ersieht man am bequemsten aus Leo Meyer's vergleichender Grammatik der griechischen und lateinischen Sprache, zweiter Band, Berlin 1865.

Diese Benfey'sche Theorie (an welcher übrigens auch Ebel und A. Kuhn einigen Antheil haben) lässt sich folgendermassen zusammenfassen. Die in den überlieferten Sprachen so höchst mannichfach gestalteten Suffixe sind nicht von Anfang an verschieden gewesen, es lässt sich vielmehr sehr wahrscheinlich machen, dass sie alle oder doch fast alle aus der einen Grundform *ant* abzuleiten sind, welche in dem Participium praesentis activi erscheint. Dieses *ant* selber aber ist aus der dritten Person Pluralis auf *anti* metamorphosirt. Also aus *bharanti* sie tragen ist *bharant-* tragend entstanden, daraus *bhara-* der Träger u. s. w. Denn das ursprüngliche *ant* hat eine grosse Reihe von lautlichen Veränderungen erfahren, indem *ant* sich zu *at* schwächte, zu *an* und weiter zu *a* abstumpfte, *at* in *as*, *an* in *ar* umlautete, *a* sich in *i* verwandelte, und so Stämme auf *it in is* entstanden, ferner durch Hinzutritt »des pronominalen Themas *a« anta ata ana ara asa isa* hervorgingen u. s. w., u. s. w. Auch die Suffixe, welche vorn ein *v* oder *m* zeigen, wie *vant* und *mant* gehören vielleicht ihrem Ursprunge nach ebendahin. Denn vielleicht ist auch *vant* aus einer dritten Person plur. *vanti* hervorgegangen, welche zu einem Perfectum mit *v* gehört. Dieses Perfectum mit *v* aber ist zusammengesetzt mit *bhū* sein, und das *v* der letzte Rest von *babhūva*.

Das Suffix *mant* seinerseits soll aus *tmant* entstanden sein, und dieses aus *tvant; tvant* selbst aber ist vielleicht ein Participium von *tu* »stark sein« (vgl. Benfey, Kurze Sanskritgrammatik § 366 Bem. S. 212). Dieses *tvant* hat sich dann im Laufe der Zeit verschiedentlich differenziert, so dass es sich einerseits zu *tva*, andererseits zu *māna* entwickelte.

Wären nun alle diese Behauptungen erweislich, und also alle oder fast alle Suffixe auf *ant* zurückgebracht, welches seinerseits aus der dritten Person plur. *anti* herstammt, so wäre damit zugleich der Beweis geliefert, dass alle Nomina aus Verbis herstammen und also die oben (S. 77) erwähnte Hypothese von den »primären Verben« gerechtfertigt.

Gegen die hiermit skizzierte Theorie sprechen nun aber gewichtige Gründe, namentlich die folgenden:

Erstens: Es lässt sich in keiner Weise deutlich machen, wie das Participium aus der dritten Person des Plurals entstanden sein soll. Eher liesse sich das Umgekehrte begreifen (siehe darüber unten S. 97).

Zweitens: Bei den Verwandlungen der Suffixe werden Lautvorgänge angenommen, die sich sonst nicht nachweisen lassen. Namentlich ist auch die Annahme bedenklich, dass unter gleichen Verhältnissen eine Form sich zu gänzlich verschiedenen Gestaltungen entwickelt haben soll, wie z. B. *tvant* zu *tva* einerseits und *māna* andererseits.

Drittens: Wenn alle Nomina schliesslich auf Bildungen mit *ant* zurückgehen, so muss man annehmen, dass die in der ältesten indischen Literatur so häufigen suffixlosen Nomina wie *dvish ud* u. s. w. einst Suffixe gehabt und sie dann (natürlich schon in uralter Zeit) verloren haben. Benfey macht auch diese Annahme, sie kann aber, so viel ich sehe, durch nichts Anderes gestützt werden, als eben durch das Bedürfniss des Systems. Endlich muss noch darauf hingewiesen werden, dass schliesslich doch nicht alle Suffixe sich aus *ant* herleiten lassen, und Benfey selbst gelegentlich von Pronominibus als einer Quelle der Suffixe Gebrauch machen muss.[1] Ich kann aus diesen Gründen der Benfey'schen Ansicht nicht zustimmen, es versteht sich aber von selbst, dass mit der Zurückweisung der Hypothese als eines Ganzen nicht auch jede Herleitung eines Suffixes aus dem andern abgelehnt sein

[1] Eine eingehende Kritik der Benfey'schen Ansicht, mit welcher die obigen Andeutungen übereinstimmen, findet man bei Zimmer, Die Nominalsuffixe *a* und *ā* (Strassburg 1876).

soll. Ob eine solche anzunehmen sei, muss bei jedem einzelnen Falle besonders erwogen werden.

Scherer, dessen allgemeine Anschauungen über Suffixe schon erwähnt wurden, hat für eine Anzahl von Suffixen die Hypothese aufgestellt, dass sie eigentlich Zeichen des Localis, also die mittels derselben gebildeten Stämme Locale seien. So äussert er über das Suffix *a* Folgendes: »Wenn man sagt, *a* verleihe der Wurzel den substantiellen Sinn, es sei das allgemeine Das oder in Bezug auf Personen das allgemeine Er, so bewegt man sich in einer schwindelnden Höhe der Abstraction, auf die ich nicht zu folgen vermag. Alle meine Begriffe von Sprache sträuben sich dagegen. Ich halte das *a* der Stammbildung für nichts anderes als das *a* der Wortbildung, will sagen: der Declination. Wir kennen seine locativische Bedeutung und präpositionale Verwendung, die vom Sinne der Verbindung mit Etwas ausgeht. Wie kann aber am einfachsten und sinnlichsten der Besitzer oder Vollbringer einer Eigenschaft, eines Zustandes, einer Handlung ausgedrückt werden? Wie anders als wenn gesagt wird, er befinde sich in dieser Eigenschaft, diesem Zustande, dieser Handlung, er sei mit ihnen verbunden« (ZGDS.[1], 331).

Dagegen möchte ich einwenden, dass bei dieser Auffassung der Träger der Handlung, der Besitzer oder Vollbringer der Eigenschaft doch eigentlich gar nicht ausgedrückt wird (denn ein *bhar-a* würde danach wohl bedeuten »im Tragen« aber nicht einer, der im Tragen ist), vor allen Dingen aber, dass ich mit Kuhn (in seiner Zeitschrift 18, 365 ff.) überzeugt bin, dass sich ein locativisches Suffix *a*, wie Scherer es annimmt, nicht nachweisen lässt, wie ich denn überhaupt nicht finden kann, dass Scherer die Priorität der Declination vor der Stammbildung wahrscheinlich gemacht habe, und also die Erklärung eines Stammbildungs-Suffixes aus einem Localis anzunehmen nicht im Stande bin.

Fick endlich (der hier als dritter zu erwähnen ist) hat in einem Aufsatz in Bezzenberger's Beiträgen (1, 1 ff.) die Existenz eines Suffixes *a* überhaupt bestritten. Er geht von der Annahme aus, dass diejenigen Stämme, denen man bisher das Suffix *a* zuschrieb, im Grunde identisch seien mit gewissen Präsensstämmen, wie z. B. δόμο-ς mit dem Präsensstamme δεμο- in δέμομεν. Diese Präsensstämme nun zerlegt er, gemäss seiner oben besprochenen Wurzeltheorie anders als bisher meist geschehen war, nämlich δεμο- nicht in δεμ-ο,

sondern δε-μο, indogermanisch *da-ma*, und hält sich also, indem er überall eine ähnliche Zerlegung durchführt, für überzeugt, dass ein normales Stammbildungssuffix *a* niemals existirt habe. Indessen stösst diese Folgerung auf die grössten Schwierigkeiten. Man erwäge namentlich die folgende: Soll man wirklich die Wurzel *av* erquicken, *as* sein, *an* athmen, *am* bedrängen und eine Reihe anderer von gleicher Bildung in *a-va* u. s. w. zerlegen und als Grundlage derselben, mithin als einfachste Wurzelgestalt, *a* annehmen? Unter dieser Voraussetzung würde die älteste Sprache doch kaum mehr als verständlich bezeichnet werden können. Wenn die Fick'sche Methode mathematisch sicher wäre, so würde man freilich nicht umhin können, dies sonderbare Resultat sich gefallen zu lassen, wie es Bezzenberger thut (Gött. Gel. Anz. 1879 Stück 18, S. 558); im vorliegenden Falle aber liegt die Sache vielmehr so, dass man durch ein so unannehmbares Resultat an der Richtigkeit der Methode irre werden muss. Ich kann mich also nicht dazu entschliessen, dem Element *a* den Namen eines Suffixes vorzuenthalten, und bemerke noch, dass, wie sich weiter unten zeigen wird, auch das Auftreten des *a* in der Tempusbildung nicht genügt, ihm die Qualität eines Nominalsuffixes abzusprechen.

Demnach muss ich bekennen, dass ich keiner der angeführten Theorien mehr Geschmack abgewinnen kann als der Bopp'schen. Ob es freilich auf diesem Gebiete überhaupt gelingen wird, zu mehr als einer gewissen Wahrscheinlichkeit zu gelangen, lässt sich billig bezweifeln.

Zum Schluss will ich nicht unterlassen, ausdrücklich zu bemerken, dass es mit der Realität der Stämme in den Einzelsprachen gerade so steht, wie mit der Realität der Wurzeln. Stämme hat es nur in der Grundsprache vor Entwickelung der Casus geben können. Wenn wir trotzdem griechische, lateinische u. s. w. Nominalstämme aufstellen, so geschieht das lediglich aus praktischen Rücksichten.

b) Die Casusbildung.

Wenn man bei der Betrachtung der indogermanischen Casus sich der Analogie der Declination in den finnisch-tatarischen Sprachen bedient, so kommt man leicht zu zwei Voraussetzungen, die sich überdies durch ihre Natürlichkeit zu empfehlen scheinen, den Voraussetzungen nämlich, dass einst

auch im Indogermanischen jeder Casus in allen Numeris nur ein und dasselbe Zeichen hatte, und dass ein allgemeines Pluralzeichen vorhanden war. Indessen will es nicht gelingen, die Richtigkeit dieser beiden Voraussetzungen (von denen sich bewusst oder unbewusst mehrere Gelehrte bei ihren Versuchen die Casussuffixe zu erklären, haben leiten lassen) an den in den indogermanischen Sprachen factisch vorhandenen Casussuffixen zu erhärten. Wir finden nicht nur die verschiedensten Zeichen für den gleichen Casus in den verschiedenen Numeris (z. B. im Gen. Sing. *as* und *sja* und im Plur. *ām*), sondern auch in denselben Numeris sind verschiedene Zeichen für einen Casus vorhanden (z. B. im Loc. Sing.), und Schleicher hat trotz aller Anstrengungen keineswegs das einstmalige Vorhandensein des pluralischen *s* in allen Casus des Plurals constatieren können. Dass auf der anderen Seite Einiges zu Gunsten der beiden oben bezeichneten Voraussetzungen spricht, lässt sich nicht verkennen, und es liegt also nahe, zu vermuthen, dass die ursprüngliche Gestaltung der indogermanischen Declination bis zur Unkenntlichkeit verschoben worden sei. Gründe für eine solche Verschiebung würden sich leicht darbieten. Es ist nämlich mehr als wahrscheinlich, dass ursprünglich im Indogermanischen erheblich mehr Casus vorhanden waren als diejenigen, welche wir jetzt in der Nominaldeclination des Sanskrit finden, und es wäre also möglich, dass, wo wir jetzt mehrere Endungen eines Casus zu erblicken glauben, ursprünglich wirklich mehrere Casus vorhanden waren, und dass solche Endungen verloren gegangen sind, welche zu den uns erhaltenen die vermissten Parallelen liefern würden.

Bei einer so hoffnungslosen Lage der Dinge halte ich es nicht für richtig, auf das Detail der versuchten Erklärungen einzugehen, sondern will mich begnügen, die beiden Hauptrichtungen, welche bei der Erklärung eingeschlagen werden können, kurz anzugeben. Man kann entweder annehmen, die Casussuffixe seien von vornherein zu dem Zwecke angefügt worden, um etwas den jetzigen Casus Ähnliches zu bezeichnen, und sieht dann in ihnen pronominale oder pronominale und präpositionale Elemente, oder man nimmt an, dass Stammbildungssuffixe zu Casussuffixen sich entwickelt haben, so dass z. B. der Genitiv auf *-sja* nichts wäre als ein Stamm in adjectivischer Verwendung. Diese letztere Meinung äussert für einige Casus Curtius, für die Majorität Abel Ber-

gaigne (Mém. de la soc. de linguistique 2, 358 ff.), für alle Ludwig.

Ich sehe nicht ein, was sich principiell dagegen einwenden liesse, wenn man beiden Ansichten einen gewissen Spielraum gewährte (wie es Curtius thut), aber die Unsicherheit ist hier überall so gross, dass ich bei öfter wiederholter Erwägung der ganzen Frage (auf die ich bei syntaktischen Arbeiten immer wieder geführt worden bin) zu nichts Anderem als einem sich stets aufdrängenden non liquet gekommen bin.

III. Das Verbum.

Bei der hier anzustellenden Betrachtung handelt es sich natürlich nicht um den Versuch einer Entstehungsgeschichte des Verbalsystems (wesshalb hier vieles von Dem unerörtert bleiben kann, was in Curtius' Chronologie und neuerdings in meinen Grundlagen der griechischen Syntax — Synt. Forsch. IV — erörtert worden ist) sondern nur um die Frage, inwieweit sich beim Verbum die Agglutinationstheorie durchführen lasse. Ich werde desshalb nur handeln a) von den Tempusstämmen, b) von den Modusstämmen, c) von den Personalendungen.

a) Die Tempusstämme.

Unter den Tempusstämmen kommen zuerst die mannichfachen Formen des Präsensstammes in Betracht.

Über die für die Präsensstämme bezeichnenden Silben äusserte sich Bopp im Conjugationssystem S. 61 so: »Im Griechischen werden, wie im Sanskrit, gewisse zufällige Buchstaben den Wurzeln angehängt, die wie im Indischen nur in einigen temp. beibehalten werden, und in den übrigen wieder verschwinden. Man könnte, wie im Sanskrit, die Zeitwörter nach denselben in verschiedene Conjugationen eintheilen, welche dann mit den indischen in ihren Merkmalen grösstentheils übereinstimmen würden.« Diesen Worten gegenüber bezeichnet das was Bopp Vgl. Gr. §. 495 äussert einen grossen Fortschritt. Die betreffende Stelle lautet dort so: »Es ist kaum möglich, etwas Zuverlässiges über den Ursprung dieser Silben zu sagen. Am wahrscheinlichsten ist mir, dass die meisten derselben Pronomina sind, wodurch die in der Wurzel in abstracto ausgedrückte Handlung oder Eigenschaft zu etwas

Concretem, z. B. der Ausdruck des Begriffs lieben zum Ausdruck der Person wird, welche liebt. Diese Person aber wird durch die Personalendung näher bestimmt, ob sie ich du oder er sei.« Es ist damit schon angedeutet, was dann Benfey und Kuhn in Bezug auf den Präsensstamm mit *nu* ausgesprochen haben, nämlich dass derselbe eigentlich ein Nominalstamm sei, also z. B. der Präsensstamm *dhṛishṇu* in *dhṛishṇumás* »wir wagen« nichts anderes als das Adjectivum *dhṛishṇús* »kühn«. Diese Erklärung ist dann auch auf andere Präsensstämme ausgedehnt worden, namentlich auf diejenigen, welche auf ein *a* endigen. Man erblickt nach dieser Lehre in dem o/ε von λέγο-μεν λέγε-τε φεύγο-μεν φεύγε-τε nicht einen Bindevocal, der aus lautlichen Gründen eingeschoben sein, oder (wie Pott annahm) die Copula darstellen soll, sondern das Nominalsuffix *a*, von dem oben die Rede war. Ob die gleiche Auffassung für alle Präsensstämme gelten soll, darüber herrscht keine Einigkeit. So sieht Curtius in dem Präsenszeichen *ja* das Verbum *jā* gehen, andere das Nominalsuffix *ia* (vgl. Brugman Zur Geschichte der präsensstammbildenden Suffixe in den Sprachw. Abhandl. Leipzig 1874). Jedenfalls aber wären hiernach die überwiegende Anzahl der Präsensstämme eigentlich Nominalstämme, an welche die Personalendungen wie an Wurzeln angefügt wären, so dass z. B. in ἄγο-μεν dasselbe Element steckte wie in ἀγό-ς Treiber und ein ursprüngliches *ageti* also eigentlich bedeutete: »er ist Treiber«.

Gegen diese Ansicht ist Fick in zwei Aufsätzen im ersten Bande von Bezzenberger's Beiträgen aufgetreten, deren einer schon oben erwähnt worden ist. Er constatiert zunächst, dass Nominalstämme und Tempusstämme vielfach übereinstimmen (wobei er freilich den Vocalunterschied, wie er z. B. zwischen δόμο-ς und δέμο-μεν vorliegt, welcher sicher in die Ursprache zurückgeht, damals noch vernachlässigte) und schliesst daraus, dass es unerlaubt sei, in solchen Fällen von besonderen Nominalsuffixen zu reden. Nun lässt sich freilich aus der blossen Thatsache der Gleichheit von Nominal- und Tempusstämmen dieser Schluss noch nicht ziehen, denn die Gleichheit kann ja auch so entstanden sein, dass der selbständig gebildete Nominalstamm später dem Tempussystem angegliedert wäre, aber diese Gleichheit ist auch nicht Fick's einziger Anlass für die Bekämpfung gewisser nominaler Stammbildungssuffixe. Es scheint vielmehr bei ihm ausserdem noch die Vorstellung wirksam zu sein, dass die Tempusstämme stets das prius seien.

Ich sage »es scheint«, weil er sich, soviel ich sehe, nicht deutlich über diesen Punkt ausgesprochen hat, aber es finden sich eine Reihe dahin zielender Andeutungen, z. B. die folgende: »ἔρος μάχη βοσκός sind gar nichts als die nominal gebrauchten Verbalformen«, oder: »der Nachweis, dass die sogenannten nominalen *a*-Stämme mit verbalen *a*-Stämmen identisch sind«, wobei darauf zu achten ist, dass nur die nominalen Stämme, die Fick überhaupt mit einer gewissen Ironie behandelt, das Epitheton »sogenannt« erhalten. Ferner spricht er von nominaler Umfärbung des ε zu ο (S. 14), findet also in dem Vocal des Verbums das Ursprüngliche u. s. w. Sind nun die Verbalstämme das prius, so entsteht natürlich die Frage, woher denn bei dem Verbum diese Elemente stammen, welche den Namen Suffix nicht mehr erhalten sollen. Für das Suffix *a* hat Fick den oben (S. 81) besprochenen Versuch gemacht, für *ia* aber (das in dem zweiten Aufsatz behandelt ist) fehlt ein solcher. Man wird also, ehe man über Fick's nunmehrige Anschauungsweise ein abschliessendes Urtheil fällen kann, abzuwarten haben, bis er seine Darstellung nach dieser Richtung hin vervollständigt.

Nach dem gegenwärtigen Stande der Untersuchung scheint mir die Sache so zu liegen: dass die Prototypen gewisser Tempusstämme und gewisser Nominalstämme dieselben sind, lehrt der Augenschein. Ob man nun annehmen soll, dass diese Prototypen weder verbalen noch nominalen Charakter hatten, also einen Sinn, wie wir ihn den Wurzeln zuschreiben (was Schleicher's Meinung ist) oder ursprünglich Nomina waren, die sich in das Verbalsystem einfügten, oder Verbalstämme, die nominal gebraucht wurden — diese Frage wird ein jeder nach der Vorstellung beurtheilen, die er sich von der Entwickelung der indogermanischen Flexion gebildet hat.

Ich komme zum Aorist und Futurum.

Wie oben gezeigt worden ist, wurde Bopp hauptsächlich durch einen scholastischen Irrthum betreffend die drei Redetheile zu seiner Hypothese geführt, dass in dem *s*-Aorist und dem Futurum die Wurzel *as* stecke. Die Herkunft der Hypothese kann also für ihre Richtigkeit nicht in die Schranken treten. Versuchen wir nunmehr zu ermitteln, ob sich etwa noch andere Gründe für dieselbe beibringen lassen.

Bopp findet einen solchen in dem Umstand, dass in einer Form des Sanskritaorists das *s* auch doppelt erscheint, z. B.

in *ájāsisham* von *jā* gehen, wodurch allerdings die Annahme, dass das *s* einem Verbum angehöre, empfohlen würde. Gegen diese Ansicht wendet Brugman (Curtius Studien 9, 312) ein, erstens dass man nicht recht einsehe, wozu hier die Reduplication dienen solle, und zweitens, dass sich von den Formen des Sanskrit aus eine leichtere und natürlichere Erklärung darbiete. Es giebt im Sanskrit die Aoriste *ájāsam ájāsīs ájāsīt* und *ávedisham ávedīs ávedīt*. Ist es nicht sehr natürlich, dass sich nach Analogie von *ávedisham* zu *ájāsīs* die erste Person *ájāsisham* bildete? Diese Vermuthung sei besonders desshalb wahrscheinlich, weil dieser Aorist nur im Sanskrit nachgewiesen sei. Ist diese Ansicht Brugman's richtig (was Bezzenberger Beiträge 3, 159 Anm. bestreitet — vgl. dagegen Brugman Morph. Unters. 3, 83 Anm. —) so folgt daraus, dass die Form *ájāsisham* für die Hypothese von der verbalen Herkunft des Aorist-*s* nicht in die Wagschale fällt.

Dagegen wird man nicht leugnen können, dass die Bopp'sche Hypothese einige innere Wahrscheinlichkeit für sich hat. Denn die Annahme, dass neben der directen Flexion eines Verbums auch die indirecte durch Anhängung von Formen des Hilfsverbums *as* vollzogene gebraucht werden konnte, liegt sehr nahe (Über den Sinn und die Art der Zusammensetzung können dabei noch verschiedene Ansichten bestehen, vgl. Curtius Chronologie 55 und 64).

Beweisen lässt sich allerdings diese Annahme nicht, und es darf daher nicht Wunder nehmen, dass ihr auch eine andere entgegengestellt worden ist, nämlich von Ascoli (vgl. Curtius a. a. O. und Kuhn's Zeitschrift 16, 148) welcher der Meinung ist, dass der Aoriststamm vielleicht ebenso gut wie die oben (S. 92) besprochenen Präsensstämme nominaler Natur sei. Es finden sich aber bei dem Aoriststamme keineswegs so plausible Anknüpfungspunkte, wie bei den Präsensstämmen, und mir erscheint desshalb diese Vermuthung weniger wahrscheinlich. Mit dem Futurstamm verhält es sich mutatis mutandis ebenso wie mit dem Aoriststamm.

b) Die Modusstämme.

Johannes Schmidt hat in Kuhn's Zeitschrift (24, 303 ff.) nachgewiesen, dass das Zeichen des Optativs im Indogermanischen *iā* und *ī* war, und zwar *iā* überall, wo diese

Silbe den Hochton hat, ī wo das nicht der Fall ist. Man wird demnach anzunehmen haben, dass *iā* die ursprüngliche Form des Moduselementes ist und ī daraus zusammengezogen. Kann nun dieses *iā* mit dem indischen Verbum *jā* gleichgesetzt werden? Gegen diese Ansicht, welche im Wesentlichen die Bopp'sche ist, spricht ein erhebliches (auch von Schmidt hervorgehobenes) Bedenken des Sinnes. Es lässt sich nämlich wohl die erste Person auf diese Weise erklären, aber nicht die zweite und dritte, also z. B. *hanjās* kann (so scheint es) unter dieser Voraussetzung nur heissen: du wünschest zu tödten, aber nicht, was es doch in der That bedeutet: ich wünsche dass du tödtest. Indessen ist doch die Frage, ob man an dieser Schwierigkeit die ganze Hypothese scheitern lassen soll. Man könnte ja vielleicht annehmen, dass die Bedeutung der ersten Person auf die der zweiten und dritten eingewirkt habe, oder man könnte auch andrerseits die Futurbedeutung als die ursprüngliche annehmen, und aus dieser den Wunsch ableiten (vgl. Synt. Forsch. 4, 115 ff.). Indem ich mir die nochmalige Erörterung dieser schwierigen Frage für eine andere Gelegenheit erspare, begnüge ich mich, an dieser Stelle verschiedene Möglichkeiten der Auffassung angedeutet zu haben.

Was den Conjunctiv betrifft, dessen Zeichen bekanntlich *a* ist, so sieht Scherer in dem *a* von *hanati* »er soll tödten« jenes *a*, in welchem er ein Locativsuffix erkennt. Dem Sinne des Conjunctivs würde eine solche Auffassung allerdings entsprechen (denn *hana* würde dann soviel bedeuten als »zum Tödten«) aber ich kann wie schon bemerkt (S. 89) nicht zugeben, dass ein Locativsuffix *a* im Indogermanischen vorhanden war. Somit kann der Scherer'sche Versuch nicht dazu dienen, die Auffassung von Curtius zu discreditieren, wonach der Conjunctiv seiner Form nach nichts anderes sein soll als ein Indicativ, also der Conjunctiv *hanati* keine andere Bildung als der Indicativ *bharati*. Den Sinn solcher Indicative fasst Curtius als ursprünglich durativ auf, und sucht daraus den Begriff des Conjunctivs abzuleiten, worin ich ihm Synt. Forsch. I beigestimmt habe. Ich gebe aber jetzt zu, dass eine solche Bedeutungsvermittelung nichts Zwingendes hat, und ich möchte deshalb darauf die Ableitung des Conjunctivs aus dem Indicativ nicht gründen, aber die äusserliche Gleichheit von Formen wie *hanati* und *bharati* scheint mir auch jetzt noch sehr entschieden dazu zu rathen, dass man für sie ur-

sprüngliche Identität annimmt. Den Conj. mit *ā* möchte ich mit Curtius als eine Art von Analogiebildung ansehen. Hinsichtlich der Vertheilung der Bedeutung über die Personen besteht bei dem Conjunctiv dieselbe Schwierigkeit wie bei dem Optativ.

c) Die Personalendungen.

Die Annahme, dass in den Personalendungen des Verbums Pronomina stecken, habe ich oben (S. 70 ff.) als wahrscheinlich bezeichnet, und gehe nun hier auf die Frage ob Agglutination oder nicht, nicht noch einmal ein, sondern hebe nur hervor, was im Rahmen der Agglutinationstheorie erörterungswerth scheint.

Zunächst ist hervorzuheben, dass nicht von allen denjenigen Gelehrten, welche die Affigierung im Grossen und Ganzen für wahrscheinlich halten, dieselbe auch für alle Personen zugegeben wird. Namentlich besteht Zwiespalt hinsichtlich der Erklärung der dritten Person Pluralis im Activum. Die Ähnlichkeit zwischen dem Part. Praes. Act. und dieser Person ist so auffällig, dass es sehr nahe liegt zu versuchen, ob nicht die beiden Formen mit einander in genetische Beziehung zu setzen seien. Benfey hat diesen Versuch gemacht, indem er *-ant* aus *-anti* herleitet. Ich habe mich oben (S. 88) gegen seine Ansicht ausgesprochen. Den umgekehrten Weg haben Ascoli und Brugman eingeschlagen, der letztere indem er sagt: »Wer weiss, ob nicht *bháranti* der Stamm des Particips ist (*bhárant*), den unsere indogermanischen Vorfahren als 3. pl. gebrauchten und an den sie später, aber noch in grundsprachlicher Zeit nach der Analogie von *bharati -i* anfügten?« (Morph. Unters. 1, 137). Ob diese Ansicht oder die Pott'sche, dass zwei Pronominalstämme (*na* und *ta*) in der Endung *nti* enthalten seien, mehr Wahrscheinlichkeit habe (um von der Bopp'schen, wonach *n* symbolisch den Plural andeuten soll, ganz zu schweigen), wird sich schwer entscheiden lassen. Weiter als die genannten Gelehrten geht Scherer, der auch die dritte Person des Singularis nominal auffasst, und zwar als Localis eines Participiums. Aber es liegt kein Participium vor, das zu der dritten Sing. in einem so nahen Verhältniss stünde, wie das Part. Praes. Act. zu der dritten Plur., und so scheint mir die gewöhnliche Auffassung, wonach der Stamm *ta* (welcher sich der Form nach, auch im Mangel der Ge-

schlechtsbezeichnung, an *mi* und *si* anschloss) in dem Suffix *ti* steckt, die natürlichste (vgl. auch Kuhn in seiner Zeitschrift 18, 402 ff.).

Somit erscheint es als wahrscheinlich, dass die drei Endungen des Singularis und die beiden ersten des Pluralis (den Dualis lassen wir unerörtert) aus Pronominalwurzeln zu deuten sind (welche in einem allgemeineren Sinn, als einer der späteren Casus auszudrücken vermag, mit dem Verbum in Verbindung treten), während für die dritte Pluralis die Möglichkeit offen gehalten werden muss, dass sie ursprünglich (wie das lateinische *amamini*) nominal war, dann aber dem System der Endungen angefügt, und den anderen Formen assimilirt wurde.[1])

Sehr erheblichen Bedenken unterliegen alle Vermuthungen über Zusammensetzungen, Verwandlungen und Verstümmelungen, welche die Personalendungen in der Ursprache erfahren haben sollen. Wenn man — um nur ein Beispiel anzuführen — annimmt, dass *si* aus *tva* entstanden sei, so ist freilich der Beweis, dass es nicht so gewesen sein könne, nicht zu führen, aber ebenso wenig lässt sich auch diese Annahme durch einen analogen Vorgang in der Ursprache stützen; sie beruht lediglich auf der inneren Wahrscheinlichkeit der Vermuthung, dass die Suffixe zweiter Person alle einem Stamme angehören. Nun ist aber diese Wahrscheinlichkeit nicht so überwältigend gross, dass jeder Zweifel ausgeschlossen wäre. Denn warum könnten nicht (so fragt Brugman, Morph. Unters. 1, 135) für das Pronomen zweiter Person ebenso gut zwei Stämme angenommen werden, wie bei dem Pronomen erster Person, wo man doch gewiss nicht Formen wie *nas* und *vajám* auf dieselbe Stammform zurückbringen will?

Ähnlich steht es mit der Erklärung der Medialendungen aus doppelt gesetzten Pronominibus. Zwar der Zusammenhang mit den Activendungen ist ja unzweifelhaft, aber den Weg, den die Entwickelung der einzelnen Medialformen genommen hat, wird man schwerlich sicher ermitteln können. Namentlich erwäge man noch folgendes Bedenken. Schleicher und Curtius erklären die einzelnen Formen für sich, nehmen also an, dass sich in jeder Form der Process der Zu-

[1]) Dasselbe wird für Suffix *-tāt* des Imperativs angenommen, welches zuerst von Scherer, und nach ihm von Brugman als Ablativ gedeutet worden ist. Vgl. dazu den interessanten Aufsatz von Thurneysen: der indogermanische Imperativ K. Z. 27, 179.

sammensetzung und Verstümmelung vollzogen habe. Aber liegt es nicht vielleicht ebenso nahe anzunehmen, dass die Gleichheit der Ausgänge zum Theil auf Anlehnung beruht? Auch die andere Theorie, wonach in dem *ai* des Mediums Vocalsteigerung vorliegt, ist nicht unbedingt überzeugend, so dass ich also bei der Synt. Forsch. IV, 69 ausgesprochenen Meinung beharren muss, wonach keine der vorgebrachten Erklärungen so sicher ist, dass man syntaktische oder andere Gebäude darauf errichten könnte.

Und nicht anders steht es bei den übrigen Fragen, die hier in Betracht kommen. In jedem einzelnen Falle scheint sich mir zu ergeben, dass unser Material nicht ausreicht, um zwischen den verschiedenen Möglichkeiten der Entwickelung, die sich darbieten, eine sichere Wahl zu treffen. Dürfen wir doch auch nicht vergessen, dass die Formen, welche wir durch die Vergleichung der einzelnen indogermanischen Sprachen erschliessen, schon eine lange Entwickelung hinter sich haben, eine Entwickelung, welche vielleicht die betreffenden Formen so umgestaltet hat, dass es unmöglich geworden ist, das ursprüngliche Gepräge noch zu erkennen.

Schon bei der Erörterung des Begriffes Wurzel hat sich herausgestellt, dass wir in der Geschichte des Indogermanischen zwei Perioden zu unterscheiden haben, nämlich die vorflexivische oder die Wurzelperiode, und die flexivische. Zwar hat Bopp diesen Gedanken nicht direct ausgesprochen, und Pott hat ihn sogar abgewiesen (wenn auch nicht consequent, wie wir sahen), er ist aber, wie S. 75 gezeigt worden ist, die unausweichliche Folgerung aus den Bopp'schen Analysen. Aber auch die Flexion kann sich nicht auf einen Schlag vollzogen haben, sondern muss in verschiedenen Akten vor sich gegangen sein, so dass die flexivische Periode wieder in Unterabtheilungen zerfallen muss. Es ist ein Verdienst besonders von Curtius, diesen Gedanken, dass in der Entwickelung der Sprache Schichten zu unterscheiden seien, wie in der Lagerung der Gesteine, durch seine Schrift Zur Chronologie u. s. w. in den Vordergrund der Discussion gestellt zu haben.

Eine andere Frage aber ist, ob es ihm (oder einem anderen, etwa Scherer) gelungen ist, die Perioden, welche die Bildung der indogermanischen Flexion wirklich durchlaufen hat, mit Wahrscheinlichkeit festzustellen. Ich fühle mich in Gemäss-

heit dessen was in diesem Kapitel entwickelt worden ist, nicht in der Lage diese Frage zu discutieren. Jedes Hypothesengebäude hat zur Voraussetzung, dass eine Anzahl von einzelnen Hypothesen vorhanden sind, die an und für sich als gesichert angesehen werden dürfen, an welche sich dann die minder gesicherten anlehnen können. Nachdem ich aber zu allen einzelnen Formanalysen eine mehr oder minder skeptische Stellung eingenommen habe, muss ich jetzt die Consequenz ziehen, dass sich aus diesem Material kein Bau aufführen lässt. Ich muss mich also darauf beschränken zu behaupten, dass unzweifelhaft die Flexion sich nicht auf einen Schlag, sondern allmählich entwickelt hat, bezweifle aber, ob unser Material ausreicht, die Perioden der Entwickelung zu fixieren.

Anders freilich läge die Sache, wenn wir noch neues Material zuzuführen im Stande wären. Und diesen Versuch hat Ascoli gemacht. Dieser ausgezeichnete Sprachforscher, der zugleich auf dem indogermanischen und semitischen Gebiet heimisch ist, nimmt an, dass die indogermanische und die semitische Grundsprache aus einer gemeinsamen Quelle hervorgegangen seien, und dass sie sogar gewisse Nominalstämme und den Anfang der Declination gemein haben. Wäre diese Annahme richtig, so wäre damit also bewiesen, dass die Flexion des Indogermanischen mit der Bildung der Nominalstämme begonnen hat. Ich kann über Ascoli's Beweisführung nicht urtheilen, da mir die Autopsie auf dem Gebiete des Semitischen fehlt, und muss mich daher zu meinem Bedauern begnügen, die Leser auf Ascoli's Ausführung selbst (am bequemsten Kritische Studien 21) zu verweisen.

Wir wenden uns nunmehr, nach Schluss der Specialdiscussion, wieder zum Anfang dieses Kapitels zurück, und fragen: Hat sich denn nun die Agglutinationstheorie im Einzelnen bewährt? Ich möchte kaum glauben, dass der geduldige Leser, welcher mir durch die ganze vorstehende Ausführung gefolgt ist, mit einem zuversichtlichen Ja antworten wird. Denn im besten Fall hat sich uns für die Einzelanalysen eine gewisse Wahrscheinlichkeit, nicht selten das kahle non liquet ergeben. Wir sind also am Schluss einer langen und mühsamen Wanderung dem Ziele nicht näher gekommen. Auch jetzt noch können wir nichts weiteres behaupten als was oben

behauptet wurde, dass das Princip der Agglutination das einzige sei, welches uns eine verständliche Erklärung der Formen gewährt.

Ein anderes Princip als dieses ist uns nicht begegnet, namentlich nicht die sogenannte symbolische Erklärung, zu der Bopp in einigen Fällen seine Zuflucht nimmt, und der Pott in weiterem Umfange huldigt. Auf diese Erklärungsweise hier näher einzugehen, fühle ich mich nicht befähigt. Denn so viel ich sehe, ist sie so subjectiv, dass eine Discussion des Für und Wider nicht angestellt werden kann.

Unter diesen Umständen, da aus der ganzen Verhandlung nichts anderes gerettet worden ist als das Princip der Agglutination, liegt es nahe zu fragen, ob man nicht besser thun würde, die sprachwissenschaftliche Metaphysik gänzlich aufzugeben und sich auf dasjenige zurückzuziehen, was man wissen kann, also die Aufgabe der indogermanischen Sprachwissenschaft dahin festzusetzen, dass sie die Grundformen (im Schleicher'schen Sinne) erschliesst und aus ihnen die Einzelformen erklärt. Wie wir oben sahen, hat Johannes Schmidt eine dahin gehende Meinung ausgesprochen, und gewiss stimmen ihm viele Sprachforscher bei.

Ich glaube aber doch nicht, dass diese Anschauungsweise allgemein werden wird. Die Versuche, die Sprachformen zu zerlegen, beruhen schliesslich doch nicht auf willkürlichen Entschlüssen und Einfällen der Gelehrten, sondern haben gewisse sprachliche Thatsachen zur Grundlage (so z. B. die Ähnlichkeit der Personal- und Stammbildungssuffixe mit gewissen Pronominibus u. ähnl.), und werden also vermuthlich auch in Zukunft wiederholt werden. Ob freilich jemals ein befriedigenderes Resultat als das jetzige erreicht werden wird, das zu entscheiden ist nicht Sache der Gegenwart. Sollte der Versuch je besser gelingen, so wird das jedenfalls nur mit Hinzuziehung eines unendlich viel grösseren Materials, als jetzt gewöhnlich geschieht, also mit reichlicher Benutzung der ausserindogermanischen Sprachwelt möglich sein.

Sechstes Kapitel.

Die Lautgesetze.[1])

Nachdem in dem ersten Theile dieser Schrift kurz angegeben ist, wie der Begriff des Lautgesetzes in der Sprachforschung zu immer steigender Wichtigkeit gelangt ist, lasse ich nun eine Erörterung desselben folgen. Ich werde dieselbe so einrichten, dass ich zuerst den Standpunkt von Georg Curtius darlege und an diesen dann meine eigene Erörterung anknüpfe. Übrigens habe ich nicht die Absicht in dieser Erörterung etwas Neues zu sagen, sondern will mich nur bemühen, dasjenige, was von Anderen gesagt worden ist, zusammenzufassen und möglichst übersichtlich darzustellen.

Um den Standpunkt von G. Curtius richtig würdigen zu können, muss man bedenken (was heut, wo Curtius' Grundsätze öfter als zu lax bekämpft werden, leicht vergessen werden kann), dass sein Streben vorzüglich darauf gerichtet war, in der Lautwelt eine strengere Ordnung nachzuweisen, als seinen Vorgängern gelungen war, und somit für die Etymologie eine festere Methode zu begründen. Träten — so sagt er Grundz. S. 80 — in der Lautgeschichte wirklich so erhebliche sporadische Verirrungen und völlig krankhafte unberechenbare Lautentstellungen ein, wie sie von manchen Gelehrten mit Zuversicht angenommen werden, so müssten wir in der That auf alles Etymologisieren verzichten. Denn nur das gesetzmässige und innerlich zusammenhängende lässt sich wissenschaftlich erforschen, das willkürliche höchstens errathen, nie erschliessen. »So schlimm aber steht es, denke ich, nicht«, vielmehr »lassen sich gerade in dem Leben der Laute am sichersten feste Gesetze erkennen, die sich beinahe mit der Consequenz von Naturkräften geltend machen« (81). Curtius will desshalb, wenn er auch von der regelmässigen Laut-

[1]) Die neuere Literatur über diesen Gegenstand findet man in der eingehenden und lehrreichen Abhandlung von Misteli über Lautgesetz und Analogie in Lazarus und Steinthal's Zeitschrift für Völkerpsychologie 11, 365 ff. Im Folgenden sind ausser dem, was Misteli anführt, namentlich noch die einschlägigen Abhandlungen von Benfey und seinen Anhängern hinzugezogen.

vertretung eine unregelmässige oder sporadische unterscheidet, damit keineswegs sagen, dass ein Theil der Lautverwandlung allen Gesetzen enthoben und somit dem Zufall und der Willkür preisgegeben sei. »Es versteht sich, wie er anderswo (90) bemerkt, von selbst, dass wir weder die eine noch die andere Lautbewegung für zufällig halten, sondern von der Ansicht ausgehen, dass Gesetze, wie die ganze Sprache, so auch diese lautliche Seite durchdringen.«

Wie nun trotz dieser durch die ganze Sprache waltenden Gesetzlichkeit Trübungen und Abnormitäten in der Lautvertretung bestehen können, wird uns klar werden, wenn wir die Art dieser Gesetzlichkeit näher in's Auge fassen.

Curtius findet zunächst in der ganzen Lautbewegung eine durchgehende Tendenz oder Richtung. Die Grundrichtung der Lautveränderung ist die abwärts steigende, abnehmende, oder, wie Curtius es am liebsten ausdrückt, die Verwitterung (409). »Denn in der That liegt die Vergleichung mit den durch atmosphärische Einflüsse allmählich abnehmenden und hinschwindenden, trotzdem aber so beharrlich ihren Kern bewahrenden Gesteinen sehr nahe.« Natürlich liegt bei den Lauten der Grund der Abnahme nicht in der Einwirkung äusserer Mächte, sondern beruht auf der menschlichen Bequemlichkeit, die sich die Aussprache immer leichter und leichter zu gestalten sucht. »Bequemlichkeit ist und bleibt der Hauptanlass des Lautwandels unter allen Umständen« (23). Die Bequemlichkeit äussert sich aber hauptsächlich in zwei Richtungen. Einmal vertauscht man die unbequemere Artikulationsstelle gern mit der bequemeren und demnach lässt sich, da die weiter nach hinten gelegene Stelle die unbequemere ist, als allgemeine Richtung der Lautbewegung die Richtung von hinten nach vorn feststellen. So entsteht wohl *p* aus *k*, aber nicht *k* aus *p*. Sodann ersetzt man den seiner Art nach schwerer sprechbaren Laut durch den leichter sprechbaren, es gehen mithin z. B. die sog. Explosivlaute in die sog. Fricativlaute über, während der entgegengesetzte Gang nicht vorliegt. So wird wohl *t* zu *s*, aber nicht *s* zu *t*. Diesen Hauptnormen, deren Gültigkeit Curtius im Speciellen nachzuweisen sucht, ist aller Lautwandel unterworfen, auch der sporadische. Auch für die sporadische Lautvertretung muss uns der Grundsatz als Richtschnur dienen, dass nur ein Übergang des stärkeren Lautes in den schwächeren, nicht umgekehrt zu erwarten ist (437).

Diese allgemeinen Normativbedingungen also darf der Lautwandel nicht überschreiten, aber innerhalb derselben ist ihm eine gewisse Freiheit der Bewegung nicht zu verwehren. So ist das ursprüngliche *a* in den europäischen Sprachen bald durch *a* bald durch *e* oder *o* vertreten, ohne dass man bestimmte Gründe für diesen Wechsel der Färbung aufzufinden vermöchte, die indogermanische gutturale Tenuis erscheint im Griechischen bald als κ bald als π bald als τ, wiederum ohne dass es gelänge, die Gründe der Spaltung genügend zu ermitteln, und neben diesen Unregelmässigkeiten, die sich immerhin noch einigermassen in ein System oder doch unter eine Rubrik bringen lassen, giebt es vereinzelte Abnormitäten, wie z. B. wenn ein anlautendes *s* regelmässig im Griech. wegfällt, aber ein σῦς neben ὗς erhalten bleibt, und vieles andere derart, das jedem aus der Praxis bekannt ist.

Freilich ist Curtius nicht gesonnen, diese grosse Masse der vereinzelten Ausnahmen, Unregelmässigkeiten, Trübungen, Stockungen oder wie er sie sonst nennt, für gänzlich unerklärbar zu halten, sondern sucht die Kräfte ausfindig zu machen, welche dem normalen Verlauf des Lautwandels hemmend in den Weg treten können. Als solche Kräfte bezeichnet er namentlich zwei, das Streben die bedeutungsvollen Laute oder Silben zu conservieren, und die Analogie. Über den ersteren Punkt hat er sich vor Allem in seinen Bemerkungen über die Tragweite der Lautgesetze insbesondere im Griechischen und Lateinischen (Ber. der phil.-hist. Classe der Königl. Sächs. Ges. der Wissenschaften 1870, vom ersten Juli) ausgesprochen. Curtius führt in dieser Abhandlung aus, dass Laute und Silben, die als bedeutungstragend empfunden werden, der Verwitterung länger Widerstand leisten als andere, und dass also bei der Beurtheilung des Lautwandels die Wichtigkeit des Lautes nicht vernachlässigt werden darf. Als Beispiel diene, was über das ι des Optativs bemerkt wird: «Im Allgemeinen hatten die Griechen eine starke Neigung den Diphthongen auf ι den letzteren Laut vor Vocalen zu entziehen, daher αω, εω, οω für älteres *ajāmi*, ποέω häufig für ποιέω u. s. w. Derselben Neigung folgten sie im Gen. Sing., wo schon vor Alters οιο zu οο und weiter zu ου dor. aeol. ω herabsank. Dagegen blieb das οι in Optativformen wie δοίην, λέγοιεν, γενοίατο, ποιοίην unangefochten. Nur als aeolisch ist λαχόην = λάχοιμι überliefert (Ahr. 133). Offenbar bedurfte das Moduszeichen grösserer Schonung als das ι des Genitivs. Der letztere Casus

blieb auch ohne ι, ja selbst nach erfolgter Contraction klar erkennbar, die Optativbildungen würden ohne jenes Jota fast unkenntlich, jedenfalls aber den übrigen Formen desselben Modus sehr unähnlich werden« u. s. w.

Über den zweiten Punkt, die Analogie, hat Curtius nicht zusammenfassend gehandelt, wohl aber, wie auch andere Sprachforscher, gelegentlich von der Analogie als einem Princip der Erklärung Gebrauch gemacht. Wie wichtig die Vorstellung, die man sich von dem Wirken der Analogie bildet, für die gesammte Auffassung der Sprache sei, ist ihm keineswegs entgangen. Namentlich ist ein Satz der oben angeführten Abhandlung (vom Jahre 1870) S. 2 von Interesse, der so lautet: »Für die Sprachforschung sind zwei Fundamentalbegriffe von der höchsten Wichtigkeit, der der Analogie und der des Lautgesetzes. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, dass auf der Ausdehnung, welche man jedem dieser beiden Begriffe im Leben der Sprachen glaubt geben zu müssen, ein grosser Theil der Meinungsverschiedenheit beruht, welche über Einzelfragen stattfindet.«

Durch diese beiden geistigen Mächte, das Gefühl für den Begriffswerth eines Lautes und die Macht der Analogie lassen sich eine Reihe von Entgleisungen erklären, aber längst nicht alle. Es bleiben nach Curtius' Anschauung noch eine ziemlich grosse Anzahl zurück, und zwar möchte ich besonders auf einen Punkt, der mir vor Allem wichtig erscheint, aufmerksam machen. Curtius nimmt nicht ganz selten an, dass aus einem und demselben Laute und einer und derselben Lautgruppe unter völlig gleichen Verhältnissen Verschiedenes entstehen konnte. Ein Beispiel dafür bietet die Declination des Comparativs. Aus dem vorauszusetzenden μείζονσες konnte entweder mit Erhaltung des σ μείζοσες und daraus μείζους werden, oder mit Erhaltung des ν (vielleicht durch μείζοννες hindurch) μείζονες (Erl. zu Curtius griech. Schulgr. 68). Solche Doubletten können wie mir scheint von Curtius nur erklärt werden unter der Voraussetzung, dass die Sprechenden nach freier (natürlich unbewusster) Entschliessung eine Wahl zwischen vorliegenden Möglichkeiten trafen. Sie sind für die Auffassung des Lautgesetzes, wie sich noch herausstellen wird, von besonderer Wichtigkeit.

In dem hiermit, wo nicht geschilderten, doch in seinen Hauptlinien gezeichneten System von Curtius ragen drei

Begriffe besonders hervor: das Lautgesetz, die Analogie, die Conservierung des Lautes durch den Sinn. Ich bespreche diese drei Begriffe in umgekehrter Reihenfolge.

Was zunächst den letzten Punkt, den Einfluss des Sinnes auf den Laut angeht, so kann ich mich nicht davon überzeugen, dass Curtius' Anschauung das Richtige trifft. Schon eine allgemeine Erwägung spricht dagegen. Man ist, wie mir scheint, nicht berechtigt anzunehmen, dass die Inder und Griechen noch ein Gefühl für die Bedeutsamkeit des einzelnen Lautes in einer Sprachform gehabt hätten, welches uns abhanden gekommen wäre. Denn auch ihnen waren, wie uns, von Generation zu Generation nur fertige Sprachformen überliefert, und jene Urzeiten, in denen die indogermanischen Formen nach der Bopp'schen Annahme aus bedeutsamen Elementen zusammengesetzt wurden, lagen für sie nicht weniger wie für uns in dämmernder Vorzeit, von der keine Kunde mehr zu ihnen dringen konnte. Dazu kommt, dass sich im Einzelnen plausiblere Erklärungen für mehrere der von Curtius behandelten Erscheinungen bieten dürften. So lässt sich glaube ich die Erhaltung des ι im Optativ, von dem oben die Rede war, richtiger als ein Erfolg der Wirkung der Analogie auffassen. In der That scheint es das Natürlichste anzunehmen, dass δοίην blieb (nicht zu δόην wurde) weil es mit δοῖμεν δοῖτε u. s. w. zu einer Reihe verbunden war. Dieselbe Bewandtniss hat es mit dem *is* des Genetiv in *noctis* (Curtius a. a. O. S. 22), das durch die zahllosen *is* im Genetiv gehalten wurde, während im Nominativ eine gleiche Analogie nicht in dem Grade wirken konnte, dieselbe Bewandtniss auch mit dem ι von φύλαξι, das geschützter war, als das von ἐνί u. s. w. Für anderes, was Curtius anführt, mag sich eine andere Erklärung finden, so wird für die Deutung der verschiedenen Formen von Präpositionen, wie Curtius selbst andeutet, die Verschiedenheit der Accentuation, je nachdem sie proklitisch gebraucht werden oder nicht, in Anschlag zu bringen sein. Es würde also in diesem Falle, da der Accent ein für die Laut-Erscheinung des Wortes sehr wesentlicher Faktor ist, die Erklärung auf der lautlichen Seite zu suchen sein. Natürlich bleibt von dem, was Curtius in der angeführten Schrift als der Erklärung bedürftig zusammenstellt, manches für mich dunkel, aber so viel möchte ich doch behaupten, dass für die Annahme, solche Laute, welche als bedeutungstragend empfunden worden, seien gegen sonst wirksame Lautgesetze gelegentlich

conserviert worden, überzeugende und einwandsfreie Belege noch nicht beigebracht worden sind.

Ich halte also dafür, dass man bis jetzt kein Recht habe, diesen Begriff in das Repertorium der Sprachwissenschaft aufzunehmen.

Über den zweiten der von Curtius hervorgehobenen Begriffe, die Analogie, ist oben schon historisch berichtet worden. Ich wiederhole hier, dass man zwar auch früher dieses Princip nicht verkannt hat[1]), dass man aber neuerdings durch verschiedene Beweggründe (namentlich das Beispiel der modernen Sprachen, die Überzeugung dass die Neubildungen der einzelnen Sprachen auf Nachbildung beruhen, und vor Allem das Streben in den Lautveränderungen ausnahmslose Gesetze nachzuweisen) zu einer viel häufigeren Anwendung desselben gelangt ist. Es fragt sich, ob und in welcher Weise sich dies Verfahren rechtfertigen lässt, und ob es möglich ist, der Anwendung des Analogieprincipes gewisse Grenzen zu stecken, und innerhalb desselben gewisse Unterscheidungen und Abtheilungen festzuhalten.

Was den ersten Punkt, die Abgrenzung des Gebietes, betrifft, so sind, so viel ich sehe, brauchbare Vorschriften bisher nicht aufgestellt worden. Zwar hat Misteli a. a. O. S. 410 den Grundsatz ausgesprochen, es dürften nicht zu viele und nicht zu verwickelte Analogiewirkungen für den einzelnen Fall angenommen werden, aber durch diese allgemeine Anweisung sieht man sich im einzelnen Falle nicht gefördert, weil jedesmal die Frage, was ist viel? und was ist verwickelt? verschieden beantwortet werden wird.

Auf den ersten Blick einleuchtender ist eine andere Erwägung. Es liegt nahe anzunehmen, dass die anziehenden (Analogie bewirkenden) Formen zahlreicher sein müssen, als die angezogenen. Aber bei näherer Betrachtung ergiebt sich das Räsonnement als nicht stichhaltig. Mir wenigstens scheint Brugman Recht zu haben, wenn er Kuhn's Zeitschrift 24, 50 und Morph. Unters. I, 82 ff. ausführt, dass die Wirkungen der Analogie allmählich eintreten, also eine Form zu-

[1]) Misteli hätte ausser Pott und Curtius namentlich Benfey anführen können, der sich schon im Jahre 1865 Or. und Occ. III, 225 über die Vedensprache so äusserte: »Nicht ohne Absicht habe ich hier und durchweg in dieser Abhandlung auf die Fälle der falschen Analogien aufmerksam gemacht, durch welche die Vedensprache gewissermassen nach den verschiedensten Richtungen getrieben wird.«

nächst eine zweite, diese zwei eine dritte, vierte und fünfte und diese dann weiter die folgenden bis zur tausendsten u. s. w. an sich ziehen können, so dass man sich wohl denken könne, dass nur einige wenige Formen das Muster für tausende geworden sind. In der That liegen ja auch solche Fälle vor, wie denn z. B. Brugman die schon von anderen Gelehrten constatierte Thatsache anführt, dass vier altslavische Verben *jesmĭ vĕmĭ damĭ jamĭ* es erreicht haben, dass im Neuslovenischen und Neuserbischen die Verba aller Conjugationsklassen in der ersten Person Singularis auf *-m* endigen, u. a. m. (vgl. Morph. Untersuch. a. a. O.).

Ich meine also, dass über die Grenzen, innerhalb deren der Vorgang der Analogiewirkung sich hält, bis jetzt etwas Förderliches kaum beigebracht worden ist.

Eher lässt sich vielleicht etwas sagen über die verschiedenen Arten der Analogiebildungen. Da eine Analogiebildung eine Formveränderung ist, welche in Folge einer Association von Vorstellungen eintritt, so kann man eine Eintheilung nach folgenden drei Gesichtspunkten unternehmen: nach der Art der psychischen Vorgänge, welche bei einer solchen Bildung eine Rolle spielen, nach der Beschaffenheit der betroffenen Wörter, und nach dem Ergebniss der Analogiewirkung. Ich will diese drei Punkte in der Kürze besprechen, und zwar zunächst die Eintheilung nach den psychischen Vorgängen.

Über diesen Gegenstand hat Misteli Mancherlei beigebracht, was zur Einleitung der Discussion, die noch nicht ernstlich begonnen hat, dienen kann. Ich will mich hier auf die Hervorhebung eines Punktes beschränken. Es wird nämlich ein Gewicht darauf zu legen sein, dass man unterscheide, ob eine Formübertragung sich so zu sagen von selbst vollzieht (wie das bei der grossen Majorität der Fall ist) oder ob von den Sprechenden, weil die lautgesetzlich nothwendige Form aus irgend einem Grunde unbequem ist, nach einer anderweitigen Bildung gesucht wird, und als der Abschluss dieses Suchens eine Formübertragung eintritt. Ein Fall der letzteren Art ist der Dat. Abl. plur. auf *-abus*, der häufig bei *deabus filiabus* und *libertabus*, vereinzelt auch bei andern Wörtern vorkommt. Wie die Stellen bei Neue I², 22 auf das deutlichste beweisen, sind diese Dativ-Ablative da entstanden, wo eine Unterscheidung von den entsprechenden Formen der Masculina nothwendig wurde. Man sagte ohne Anstoss *di*

deaeque, deorum dearumque, deos deasque, aber wie sollte man im Dativ und Ablativ sagen, etwa *dis disque?* Ein gleicher Übelstand ergab sich bei dem Gebrauch von *filia* in Testamenten, oder sonstigen Bestimmungen *quae pertinent ad necessitatem juris.* Gesetzt z. B. es soll eine Bestimmung getroffen werden für den Fall, dass ein Sohn oder Söhne, eine Tochter oder Töchter vorhanden sind. Soll man sagen *filio seu filiis filia seu filiis exstantibus?* Augenscheinlich sind in solchen und ähnlichen Verlegenheiten zuerst die Formen auf *abus* entstanden, und der Hergang kann dabei doch schwerlich ein anderer gewesen sein, als der folgende. Man sucht für das im speciellen Fall unbrauchbare *dis* und *filiis* eine andere Form, und diese bietet sich dar in Folge der Verbindung, welche im Geiste zwischen den Reihen *filiae filiarum filiis filias* und *duae duarum duabus duas* besteht. Der Abl. *duabus* kann im gewöhnlichen Verlauf des Sprechens eine Anziehung auf *mensis* u. s. w. nicht ausüben, weil deren *īs* durch die Verbindung mit dem *īs* der zweiten Declination, welches gleiche Bedeutung hat, geschützt wird. Erst dann, wenn diese Verbindung aus einem speciellen Grunde gelöst wird, übt *duabus* seine Anziehungskraft aus. Es ist also ganz richtig, wenn die alten Grammatiker sagen, dass die Formen *deabus* u. s. w. differentiae causa geschaffen seien, aber der Trieb nach Differenzierung hat nicht neue Originalbildungen, sondern nur Nachbildungen nach vorhandenen Mustern hervorrufen können. So dürfte sich denn überhaupt der Differenzierungstrieb als ein Motiv bewähren, welches bei der Schaffung von Analogiebildungen wirksam ist (vgl. Misteli a. a. O. 472).

Einen zweiten Eintheilungsgrund finden wir in der Beschaffenheit der betheiligten Wörter, oder, anders ausgedrückt, in den Bedingungen, welche in den Wörtern gegeben sein müssen, wenn eine Analogiewirkung eintreten soll. Unter dieser Rubrik dürfte zunächst zu erörtern sein, ob Wörter, welche durch nichts anderes als den Laut, und ob Wörter, welche durch nichts anderes als den Sinn mit einander verknüpft sind, in analogiewirkende Association treten können. Die erste Frage dürfte zu verneinen, die zweite zu bejahen sein. Zur Erläuterung der ersten führt Misteli (a. a. O. 434) ein gutes Beispiel an, welches ich hier wiedergebe: »auch wenn καθίζω ἐκάθισα im Fut. καθιῶ -θιεῖς -θιεῖ bildet, als wäre καθ Wurzel und ίζω Endung wie bei βαδίζω βαδιοῦμαι, so dass von der Wurzel *sed* kaum ein Schatten

(im ι) übrig bleibt, so geht doch κάθιζε καθίζον -θίζω -θίζων -θίζοις trotz des gleichen Ausgangs nicht die entfernteste Verbindung etwa mit πρόρριζε πρόρριζον -ρίζω -ρίζων -ρίζοις ein; die Kluft zwischen Nomen und Verbum vermag alle Lautgleichheit nicht zu überbrücken, und nur, weil man das als selbstverständlich ansieht, spricht man von rein lautlicher Analogie«. Was den zweiten Punkt betrifft, so ist wenigstens so viel klar, dass Endungen gleicher Function sich auch ohne Lautähnlichkeit associieren, wie denn z. B. ἀγώνοις in Anlehnung an den Dat. plur. auf -οις entsteht, während doch zwischen σι (in ἀγῶσι) und οις keine irgend verführerische Formähnlichkeit vorhanden ist. Auch bei Wortstämmen ist eine Einwirkung des einen auf einen andern mit ihm gewohnheitsgemäss zusammen genannten beobachtet worden. So ist Diez der Meinung, dass das *e* des italienischen *greve* seine Entstehung dem Einfluss des *e* von *leve* verdanke, d'Ovidio vermuthet dasselbe hinsichtlich *melo (mālum)*, dessen *e* durch *pero* herbeigeführt sei (vgl. d'Ovidio's in der Vorrede angeführte Recension p. 42). Sodann wäre in diesem Abschnitt zu erörtern, dass bei flectierten Wörtern die Association entweder von dem Wortstamm oder von den Endungen ausgehen kann, und es wäre in dieser Beziehung zwischen stofflicher und formaler Analogiebildung zu unterscheiden[1]). Ein Beispiel für die stoffliche Analogiebildung bietet das griechische ἡδέσι, welches aus der sicher einmal vorhandenen Form ἡδύσι durch Einwirkung von ἡδέος ἡδέε ἡδέων entstanden ist. Im Singular vermochten die Formen ἡδύς ἡδύ ἡδύν der Anziehung Widerstand zu leisten (obgleich gelegentlich ja auch ἡδέα erscheint), im Plural aber, wo ἡδύσι nach Angleichung des Accusativs an den Nominativ der einzige Casus mit υ war, vollzog sich die vollständige Gleichmachung desjenigen Bestandtheils der zu einer Reihe gehörigen Formen, welcher als Träger der Bedeutung gefühlt wurde. Die unendlich häufigen formalen Analogiebildungen mag man sich an Formen wie ἀγώνοις, Herzens u. s. w. veranschaulichen.

Ein dritter Eintheilungsgrund ist in dem Erfolge der Formübertragung zu finden, insofern entweder die Originalform durch die Nachbildung ganz verdrängt werden kann, wie das z. B. bei ἐλύσαμεν der Fall ist, welches höchst wahrschein-

[1]) Auf diese Eintheilung hat besonders Osthoff (nach Paul's Vorgange) in dem später zu erwähnenden Vortrage hingewiesen.

lich für ein älteres ἔλυσμεν eingetreten ist, oder beide Formen neben einander bestehen können, wie z. B. der Genetiv *senatus* und *senati* heisst. Auch die Frage kommt hier in Betracht, ob durch die gegenseitigen Einwirkungen zweier Formen ein Mittleres zwischen beiden entstehen kann, eine Bildung für die der Name Contaminationsbildung aufgekommen ist. Ein Beispiel dafür wäre das lateinische *jecinoris* neben *jecur*. Wie das Indische zeigt, wo die Stämme *jakan* und *jakṛt* neben einander stehen, lautete im Lateinischen das Paradigma einst *jecor* **jecinis*, und aus beiden Stammformen ist *jecinoris* »contaminirt«.

Diese und ähnliche Versuche aber, welche etwa noch gemacht werden können, die gesammte Masse der Analogiebildungen zu gruppiren, sind für die Praxis der Wissenschaft im Augenblick noch nicht von erheblichem Werth, weil es zunächst die Aufgabe sein muss, auf dem eben erst betretenen Felde den Stoff systematisch zu sammeln. Eine solche Sammlung könnte, glaube ich, mit der meisten Aussicht auf Erfolg angestellt werden, wenn man die Flexionsformen einer bestimmten Sprachperiode vornähme und bei jeder einzelnen untersuchte, bei was für Analogiebildungen dieselbe activ oder passiv betheiligt sei. Man würde dann am leichtesten einen Überblick über die Reihenbildungen erhalten, welche im Bewusstsein der Sprechenden existieren oder existierten. Man würde dann z. B. finden, dass die sämmtlichen Casus eines Wortes eine Reihe bilden (woraus sich u. a. die Ausgleichungen zwischen starken und schwachen Casus erklären) und ebenso die einander entsprechenden Casus in mehreren (wenn auch nicht allen) Unterarten der Declination, wie sich z. B. aus der Übertragung des locativischen *au* der *u*-Stämme auf die *i*-Stämme (*kavaú* nach *bhānaú*) im Sanskrit ersehen lässt. Auch würde sich zeigen, dass der Bedeutung nach zusammengehörige Nomina so fest zu einer Gruppe verschmelzen, dass gelegentlich auch die Casus derselben sich ausgleichen. So hat sich gewiss der auf *ur* (oder *us*) endigende Casus von *páti* Gatte, *ǵáni* Ehefrau, *sákhi* Freund, also *pátjur ǵánjur sákhjur* nach dem Genetiv der Verwandtschaftsnamen wie *pitúr* gerichtet (vgl. Wackernagel, Kuhn's Zeitschrift 25, 289).

Bei dem Verbum würde sich ein noch grösserer Reichthum an Verschlingungen ergeben. Man sieht nämlich sehr bald, dass nicht nur die Formen eines Modus eine Reihe bilden, daher z. B. πεποίθαμεν nach πέποιθα statt *πέπιθμεν, und

ebenso die entsprechenden Formen verschiedener Indicative, daher z. B. ἔλυσε, dessen ε sich nach ἔφερε gerichtet hat (vgl. Misteli a. a. O. 436), sondern es ergiebt sich auch, dass die Tempussysteme des einzelnen Verbums derartig aufeinander wirken, dass lautgesetzlich entstandene Verschiedenheiten, welche so gross sind, dass sie das System des ganzen Verbums auseinander zu reissen drohen, ausgeglichen werden (so ist z. B. das alte a verbo ὀέλλω ἔβαλον durch βάλλω ἔβαλον verdrängt worden, vgl. Johannes Schmidt K. Z. 25, 153); und ebenso ergiebt sich, dass die entsprechenden Tempussysteme verschiedener Verba im Geiste der Sprechenden verbunden sind, daher z. B. die Verlängerung des *i* in Aoristen wie *apīpatat*, welche im Anschluss an *akikradat* entstanden sein dürfte, so dass nunmehr in allen zusammengehörigen Formen der gleiche Rhythmus vorliegt[1]).

Wenn man sich durch solche Betrachtung eine Vorstellung von den Reihen- und Netzgebilden verschafft, zu denen die Wortformen im Geiste der Sprechenden sich zusammenfinden, so wird man zugleich, als Consequenz, einen wichtigen methodischen Grundsatz aussprechen können (der auch schon wiederholt ausgesprochen worden ist, siehe die Stellen bei Misteli a. a. O. 408) den Grundsatz nämlich, dass die ausserhalb des Reihengeflechtes stehenden Formen, also diejenigen, welche nicht den Flexionssystemen angehören, die Vermuthung für sich haben, die ungehemmten Wirkungen der Lautgesetze an sich zur Erscheinung zu bringen. Zugleich dürfte aus den wenigen von mir beigebrachten Beispielen erhellen, dass man in allen, auch den ältesten Perioden der uns vorliegenden Sprachen (und warum nicht auch in der indogermanischen Grundsprache?) Analogiebildungen erwarten darf. Am zahlreichsten freilich werden sie in den moderneren Perioden erscheinen, weil in diesen ein Zusammenfallen der Formsysteme schon durch die weiter fortgeschrittene Abstumpfung der Endungen begünstigt wird. Doch muss auch bei dieser Gelegenheit wieder betont werden, dass wir augenblicklich nur auf allgemeine Eindrücke und ungefähre Abschätzungen angewiesen sind, da erschöpfendes und geordnetes Material noch nicht vorliegt.

---

[1]) Danach ist meine frühere Darstellung Altindisches Verbum 110 zu modificieren.

Ich komme zum dritten Begriff, dem des Lautgesetzes. Der Ansicht von Curtius haben, wie wir sahen, Leskien und andere eine Lehrmeinung gegenübergestellt, welche ich am einfachsten so ausdrücken zu können glaube: die Lautgesetze an sich sind ausnahmslos. Dieser Satz, der im Folgenden zu prüfen sein wird, bedarf einer Erläuterung. Zunächst ist selbstverständlich, dass man, um den reinen Verlauf der lautgesetzlichen Entwickelung kennen lernen zu können, alle Wirkungen der Analogie, wie sie im vorigen Absatz beschrieben worden sind, in Abrechnung bringen muss, und sodann muss man bedenken, dass die natürliche Geschichte der Laute am besten an solchen Sprachen studiert wird, die noch dem Naturzustande möglichst nahe stehen. Die Schriftsprachen sind aus dem Grunde weniger geeignet für diesen Zweck, weil sich in ihnen stets eine Menge von Worten vorfinden, welche von anderswoher entlehnt sind, sei es aus fremden Sprachen, sei es aus verwandten Dialekten, sei es endlich aus früheren nur noch in Literaturdenkmälern vorhandenen Perioden derselben Sprache, Entlehnungen, welche zum Theil so mit dem einheimischen Sprachmaterial verwachsen sind, dass sie von den Sprechenden nicht mehr als fremd gefühlt werden. Wer von uns, er sei denn ein Sprachgelehrter, möchte z. B. glauben, dass das Wort »echt« ein aus dem Niederdeutschen in die neuhochdeutsche Schriftsprache übernommenes Fremdwort sei, und doch ist an dem Faktum nicht zu zweifeln. Echt ist, wie Grimm sich ausdrückt, »ein der alten Sprache in allen hohen Dialekten unbekanntes Wort, selbst heute weiss das Volk in der Schweiz, in Baiern, Schwaben nichts davon und nur durch die Schriftsprache wird es ihm zugebracht.« Bei Schriftsprachen des Alterthums liegt die Sache natürlich ebenso oder ähnlich wie im Neuhochdeutschen, nur dass wir seltener als hier in der Lage sind, den Nachweis der Entlehnungen zu führen, und uns auf Vermuthungen beschränken müssen. Das attische γενναῖος z. B. widerspricht mit seinem Doppel-ν dem attischen Lautstande ebenso wie echt mit seinem *cht* dem neuhochdeutschen, sollte man nicht (wenn auch der historische Beweis nicht erbracht werden kann) doch zu der Vermuthung berechtigt sein, dass das vielgebrauchte γεννάτος aus einem äolischen Dialekte entlehnt sei, so gut wie das vielgebrauchte echt aus einem niederdeutschen? Je mehr Wörter nun in einem Dialekt vorhanden sind, die man im Verdacht haben

könnte, aus einer anderen Sprachmasse entlehnt zu sein, um so schwieriger wird es bei diesem Dialekte den ursprünglichen Lautstand zu ermitteln. Nun ist bekannt, dass gerade bei den griechischen Kunstsprachen die Entlehnung von Wörtern und Wendungen eine grosse Rolle spielt, es liegt also gerade bei ihnen die Gefahr nahe, Fremdes für Eigenes zu halten und somit Ausnahmen von der Regel da anzunehmen, wo vielmehr Erscheinungen vorliegen, die zu der Regel in gar keiner Beziehung stehen. Ich möchte diesen letzteren Gedanken, dass die Erscheinungen an Lehnwörtern zu der heimischen Regel in gar keiner Beziehung stehen, besonders betonen, weil ich ihn bei Curtius verkannt sehe, der sich Etym. Forsch. 434 so äussert: »Ein anderer Anlass zu Störungen der lautlichen Regel liegt in dem Einfluss der Mundarten auf einander. Dergleichen Störungen sind allgemein anerkannt und werden auch von den eifrigsten Vertheidigern der Regelmässigkeit auf diesem Gebiet nicht ganz geleugnet werden.« Gewiss sind Entlehnungen aus einem Dialekt in den anderen nicht zu leugnen, aber ich kann nicht zugestehen, dass sie eine Trübung der heimischen Regel bewirken. Wenn ein Ethnograph in einem von dunkelfarbigen Menschen bewohnten Lande einige Familien weisser Ansiedler findet, so wird er doch den abweichenden Typus der letzteren nicht als eine Ausnahme von dem in jenem Lande herrschenden bezeichnen, sondern er wird urtheilen, dass die Weissen für die Beschreibung der Ureinwohner des Landes gar nicht in Betracht kommen, und ebenso wie der Ethnograph zu jenen Ansiedlern, steht — meine ich — der Sprachforscher zu den Fremdwörtern, mögen diese nun aus der Nähe oder aus der Ferne importiert sein.

Von besonderer Erheblichkeit sind bei einem lesenden und schreibenden, durch regelmässigen Unterricht geschulten Volke die massenhaften Entlehnungen aus der auf einer etwas älteren Stufe verharrenden Literatursprache in die Sprache des gewöhnlichen Lebens. Auf einer solchen Entlehnung beruht es z. B., wenn wir in der gebildeten hochdeutschen Sprache zwischen dem Dativ »Mann« und »Manne« schwanken und vieles der Art.

Erst wenn man, wie die Wirkungen der Analogie auch die sämmtlichen in einer Sprache vorhandenen Fremdwörter (im weitesten Sinne) abzieht, kann sich die einfache und reine Gestalt des Lautgesetzes ergeben.

Kann man nun behaupten, dass die Lautgesetze in diesem Sinne ausnahmslos seien?

Wenn man zur Beantwortung dieser Frage zunächst (wie billig) der Erfahrung der Wissenschaft das Wort lässt, so ergiebt sich, dass im Anfang die Grundsätze in Bezug auf die Lautlehre des Indogermanischen ziemlich lax waren und mit der Zeit (namentlich durch die Bemühungen von Pott, Schleicher, Curtius) immer strenger und strenger wurden, und dass sich noch fortwährend in der Praxis eine Verschärfung dieser Grundsätze beobachten lässt[1]) und ferner ist unzweifelhaft, dass alle Gelehrten, welche sich ernstlich mit Lautlehre befasst haben, sich bewusst oder unbewusst von dem Gedanken haben leiten lassen, dass die Triebfeder aller Veränderungen nicht Willkür und Zufall, sondern eine immanente Gesetzlich-

---

[1]) Um zu zeigen, wie bei allen Richtungen der vergleichenden Sprachforschung die Strenge in der Handhabung der Lautgesetze Fortschritte macht, citiere ich Äusserungen zweier Gelehrten, die in der entschiedenen Bekämpfung der »junggrammatischen« Schule übereinstimmen, Äusserungen von Bezzenberger und E. Kuhn. Bezzenberger äussert sich in einer Recension von Ascoli's Kritischen Studien folgendermassen: »S. 404 Anm. 2 fragt Ascoli im Anschluss an seine Erörterungen, durch die er dem ‚ursprünglichen Instrumentalsuffix *-tra*' eine Descendenz von etwas überraschender Ausdehnung innerhalb des Lateinischen, bez. der romanischen Sprachen zuzuweisen sucht: ‚Oder will Fick in der That behaupten, dass -θλο (*-blo*) radical verschieden sei von *-bro*? Will er beispielsweise **φόθλα* vom hesychischen φύτρα trennen? Können wir *latibulum* und *latebra* von einander trennen?' Ich habe Fick nicht gefragt, wie er sich zu diesen Fragen stellt, aber ich hoffe lebhaft, dass er sie sämmtlich bejaht; und wer wollte es ihm verdenken, wenn er umgekehrt etwa fragte: ‚Können wir *latibulum* und *latebra* identificiren?' Ascoli befindet sich meines Erachtens in einem Irrthum, wenn er sagt: ‚— Primärsuffixe, die wie ein italo-griechisches *-dhla* isoliert stehen würden.' Ich habe es schon anderwärts ausgesprochen und wiederhole es hier, dass dem griech. -θλο-, dem lat. *-bulo-* auf das genaueste das slav. *-dlo-* entspricht. — —, und wenn von Seiten gewisser deutscher Gelehrten einerseits die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze gepredigt und andererseits das poln. *radlo* dem griechischen ἄροτρον gleichgestellt wird, so ist das nichts als eine der vielen Gedankenlosigkeiten dieser sehr methodischen ‚Forscher'« (Gött. Gel. Anz. 1879, Stück 18). Die Auslassung E. Kuhn's (K. Z. 25, 327) lautet so: »Wie verhalten sich skr. *kumbha* und zd. *khumba*? Die arische Grundform beider war *khumbha*: daraus entstand ohne Schwierigkeit zd. *khumba* (phonetisch *γumba*), skr. *kumbha* hat in bekannter Weise die erste Aspiration eingebüsst. Nach demselben Gesetze erklärt sich der Mangel der Aspiration in *stambh*, *stigh* u. s. w. gegenüber *sthā* u. s. w. Die ganze Frage der tenues aspiratae bedarf einer gründlichen Revision, heutzutage wird auch mancher, welcher der Modethorheit von der Unfehlbarkeit der Lautgesetze nicht gerade anhängt, Schleicher's Annahme wenig wahrscheinlich finden, nach der gerade die ältesten Beispiele dieser Lautclasse einem durchaus sporadischen Lautwandel ihre Entstehung verdanken sollen.«

keit sei, aber auf der anderen Seite ist doch auch zu constatieren, dass selbst auf den Gebieten, wo seit einer langen Reihe von Jahren unablässig gearbeitet worden ist, noch sehr vieles dunkel ist, und wenn auch zu hoffen ist, dass es gelingen werde, noch viele Schwierigkeiten zu beseitigen, so wird sich doch Niemand der Illusion hingeben, dass es je möglich sein werde, bei irgend einer Sprache den »Lautwandel an sich« rein und vollständig herauszuschälen und in allen seinen Theilen und Entwickelungen zu durchschauen. Man kann nicht umhin es zu gestehen: Auf inductivem Wege kann die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze nicht bewiesen werden.

Wir sehen uns also in die Nothwendigkeit versetzt, die Lösung des Problems auf deductivem Wege zu versuchen, indem wir zur Erörterung bringen, aus welchen Gründen und in welcher Weise sich Sprachen verändern, und insbesondere, wie es zu erklären sei, dass aus einer einheitlichen Sprache verschiedene Dialekte hervorgehen können. Mit einer Lösung dieser Aufgabe wird zugleich die Antwort auf die Frage gegeben sein, ob die Lautgesetze an sich Ausnahmen erleiden oder nicht. Ich knüpfe auch diese Erörterung an die Theorie von Georg Curtius an, muss indess vorher noch eine Betrachtungsweise erwähnen, welche früher üblich war, heutzutage aber beinahe völlig zurückgedrängt ist.

In der vorboppischen Periode pflegte man die Verschiedenheit der Sprachen von der Verschiedenheit der menschlichen Sprachorgane herzuleiten, und diese zum grössten Theil aus der Verschiedenheit des Klimas zu erklären. Wie oft ist nicht die angebliche Rauhheit des Dorischen mit der wilden Gebirgsnatur der Landschaft Laconica und die angebliche Weichheit des Ionischen mit den linden Lüften des kleinasiatischen Küstenstrichs zuversichtlich in Parallele gestellt worden! Neuerdings hat sich nun, nachdem Whitney (Whitney-Jolly 230) sehr entschieden gegen diese alte Annahme gesprochen hatte, Osthoff wieder derselben angenommen, indem er sagt: »Wie die Gestaltung aller physischen Organe des Menschen, so hängt auch die Gestaltung seiner Sprachorgane vorzugsweise von den klimatischen und Culturverhältnissen ab, unter denen er lebt. Obwohl im Allgemeinen bekannt ist, dass z. B. das verschiedene Klima der Gebirge und der Ebenen anders Lungen und Brust und Kehlkopf der Bergbewohner, anders dieselben Organe bei den Bewohnern

der Niederungen ausbildet, so ist es doch eine bisher in der Sprachwissenschaft noch viel zu wenig gewürdigte Thatsache, dass sich bei gleichen oder ähnlichen klimatischen und Culturverhältnissen überall gleiche oder ähnliche phonetische Neigungen der Sprache oder der Mundart zu zeigen pflegen. Ich kann mich auf eine ausführliche Begründung dieses Satzes durch Beispiele hier leider nicht einlassen. Ich will desshalb nur daran erinnern, wie z. B. am Kaukasus sogar nicht urverwandte benachbarte Völkerschaften, die indogermanischen Armenier und Iranier und die nichtindogermanischen Georgier und andere, in der Hauptsache fast das nämliche Vocal- und Consonantensystem haben. Innerhalb einer und derselben Sprache herrscht oder herrschte vordem, wie besonders die Forschungen der letzten Jahre auf verschiedenen Gebieten überzeugend ergeben haben, fast durchweg continuierlicher Übergang zwischen den einzelnen, die Gesammtsprache bildenden Dialekten; z. B. im Germanischen von dem Alemannischen der Alpen bis zu dem Niedersächsischen der Nord- und Ostseeküsten. Es ist mir kaum denkbar, dass mit solcher Continuität die Continuität der klimatischen Übergänge auf demselben Raumgebiete causaliter nichts zu schaffen habe.« [Das physiologische und psychologische Moment in der sprachlichen Formenbildung (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge her. von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff, Heft 327) S. 19].

Über die Frage ob Klima und Lebensgewohnheiten auch einen Einfluss auf die Lautveränderung haben (denn mehr behauptet Osthoff nicht), mit einiger Sicherheit zu urtheilen ist vielleicht nicht möglich. Zwar wird man im Allgemeinen gewiss zugestehen, dass ein Einfluss des Klimas wie auf den ganzen Körper so auf die Sprachorgane gar nicht ausbleiben kann, aber auf der anderen Seite muss man auch zugestehen, dass die Physiologen eine solche Verschiedenheit der Organe, aus der sich die Verschiedenheit in der Aussprache der einzelnen Laute erklärte, nicht beobachtet haben. Die Ähnlichkeiten zwischen nahe liegenden Sprachen, welche Osthoff anführt, könnten vielleicht auch durch geschichtliche Einwirkung erklärt werden (wie z. B. die Aussprache der in Kurland lebenden Deutschen etwas von der Aussprache der Letten angenommen hat), und vor allen Dingen fallen die zahlreichen Ortsveränderungen, welche die Völker jeder Zeit vorgenommen haben, als Gegeninstanz ins Gewicht. Sollte sich jemals eine

Einwirkung des Klimas auf den Lautwandel nachweisen lassen, so würde damit ein natürlicher Einfluss auf die Lautgestaltung constatiert sein, der von dem socialen oder geschichtlichen zu sondern wäre. Ich bin nicht in der Lage, über die von Osthoff wiederum angeregte Frage etwas Befriedigendes zu sagen, und gehe desshalb sofort zu der Theorie von Georg Curtius über.

Curtius sieht, wie oben (S. 102) bemerkt worden ist, den Hauptgrund der lautlichen Veränderungen in dem Streben nach Erleichterung, der menschlichen Bequemlichkeit, und Whitney stimmt ihm im Wesentlichen bei. Whitney's Ansicht lässt sich etwa so wiedergeben: Jede Generation lernt die Sprache von der vorhergehenden, ohne irgend wie zu reflectiren, also ohne die Absicht, irgend wie anders zu sprechen, als bisher gesprochen wurde. Die Veränderungen, welche der draussen stehende Beobachter findet, wenn er die Sprache der einen Generation mit der ihrer Vorgängerin vergleicht, gehen also völlig ohne Bewusstsein der betheiligten Menschen vor sich. Wo liegt nun der Antrieb zu diesen Veränderungen? Natürlich nicht in den Lauten selbst (das wäre eine mythologische Auffassung), sondern in den Menschen, welche das natürliche Bestreben haben, das ihnen Unbequeme zu meiden und das Bequemere zu bevorzugen. Also Bequemlichkeit oder Ersparung an Kraft ist das Gesetz, nach welchem in der Sprache sich alle Veränderungen unbewusst regeln. Dieses Gesetz, welches man als das Gesetz von der Ersparung der Arbeit bezeichnen kann, ist seinem Wirken nach Naturgesetzen wie dem Gesetz der Schwerkraft zu vergleichen. (Man lese namentlich Witney's Artikel: the principle of economy as a phonetic force in den Transactions der American philological association 1877.)

Dass das Gesetz von der Ersparung der Arbeit eine ganz hervorragende Rolle im Leben der Sprache spiele, wird sicherlich allgemein zugestanden werden. Indess gegen die Annahme, dass es das allein herrschende sei, erheben sich doch Bedenken. Das eine derselben ist wiederholt dahin formulirt worden, dass doch in der That nicht wenige Lautübergänge factisch vorliegen, die wir nicht in dieser Weise erklären können (so z. B. der Übergang von σσ in ττ im Griechischen, der dem Zuge dieser Sprache zuwieder ist). Whitney nun giebt, wie sich denken lässt, die Thatsache zu, leugnet aber die Beweiskraft. Es sei — so meint er — allerdings nicht möglich mit

dogmatischer Sicherheit zu behaupten, dass das Princip der Ersparung der Arbeit das einzige sei, welches im Sprachleben in Thätigkeit sei, es könne ja sein, dass auch andere Triebkräfte niederen Grades vorhanden seien, aber es werde Zeit sein, dieselben anzuerkennen, wenn sie klar ans Licht gestellt sein würden. Das ist gewiss richtig, ich glaube aber schon in der ersten Auflage dieser Schrift auf eine solche Triebkraft hingewiesen zu haben, indem ich unter Verweisung auf Benfey Göttinger Nachrichten 1877 Nr. 21, Seite 550 sagte, es sei doch klar, dass im Sprechen nicht bloss erstrebt wird was bequem ist, sondern nicht weniger auch was gefällt. Ich bin auch jetzt noch der Meinung, dass dieser Einwand gegen Whitney's Ansichten (insofern es überhaupt ein Einwand ist) wohlbegründet ist, wenn ich auch zugebe, dass es schwer ist zu zeigen, in welchem Umfange der genannte Trieb wirkt. Ein Beispiel bietet mir eine Eigenthümlichkeit des deutschen Militairs. In den Kreisen der deutschen Officiere ist es Sitte durch die Nase zu sprechen. Diese Sitte mag wohl einen praktischen Grund haben, aber der einzelne, der in die neue Verkehrsgenossenschaft eintritt, eignet sie sich an, weil es so Mode ist und gefällt, sicherlich nicht aus Bequemlichkeitsgründen. Über einen ähnlichen Vorgang berichtet Kempelen Mechanismus der menschlichen Sprache (1791): »In Paris schien es mir, als wenn wenigstens der vierte Theil der Einwohner schnarrte, nicht weil sie das rechte *r* nicht aussprechen können, sondern weil man eine Annehmlichkeit darein gesetzt hat und es einmal zur Mode geworden ist; und diese Mode kann nicht wie andere Moden aufhören, denn ganze Familien haben das Zungen-*r* längst verlernet, und das Schnarren wird sich bei ihnen auf Kindeskinder fortpflanzen« (vgl. Trautmann, Anglia 3, 216 ff.).

Unter diesen Umständen wäre es erwünscht, wenn sich eine allgemeinere Fassung finden liesse, in welcher neben dem Streben nach Bequemlichkeit auch die anderen denkbaren Antriebe zur Veränderung ihre Stelle finden. Diese Fassung wird sich leicht ergeben, wenn wir vorher noch die Frage aufwerfen, ob die Umwandlungen, von denen hier gesprochen wird, bei allen Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft auf einen Schlag hervortreten, oder ob sie von einem oder einigen Individuen ausgehen und sich von da aus ausbreiten. Man braucht die Frage nur zu stellen, um sie zu beantworten. Wenn wir hier wie in der ganzen folgenden Darstellung absehen von den

etwaigen Einwirkungen des Klimas, über die ich nichts Bestimmtes aussagen kann, so ist es klar, dass die Veränderungen in der Aussprache bei dem Einzelnen beginnen und sich von da zu den Mehreren und den Vielen durch Nachahmung von Seiten dieser fortpflanzen. Der letzte Grund aller Sprachveränderung kann also nur darauf beruhen, dass der Einzelne die ihm überkommene Sprache nicht genau so weiter giebt wie er sie erhält, sondern das Überlieferte, sei es aus Bequemlichkeit, sei es aus einem ästhetischen Triebe, sei es aus welchem Grunde immer, individualisiert.

Gegen diese Neuerungen arbeitet nun fortwährend der ausgleichende Gegendruck der allgemeinen Sprachgewohnheit, und so setzt sich aus diesen beiden Kräften der Individualisierung und Ausgleichung die Veränderung in der Lautgestalt der Sprache zusammen (vgl. namentlich Benfey a. a. O.). Zur näheren Erläuterung dieser allgemeinen Formel erwäge man noch Folgendes:

Man muss sich hüten, sich den Spielraum des Einzelnen (auch abgesehen von dem Gegendruck der Gesellschaft) zu gross vorzustellen. Zunächst muss man bedenken, dass bei dem Wandel der Laute schwerlich je praktische Interessen mitwirken, der Art wie es bei dem Wandel der Worte der Fall sein kann. Es kann wohl vorkommen, dass der Häuptling eines kriegführenden Stammes plötzlich gebietet, die Bezeichnungen gewisser Begriffe zu ändern, damit der lauschende Feind die Gespräche der Krieger nicht verstehen könne, oder es kann ein hervorragender Staatsmann oder Dichter ein vergessenes Wort aus irgend einem Grunde wieder hervorholen und plötzlich zu Ehren bringen — auf dem Gebiete der Laute aber scheint für ein so starkes und willkürliches Eingreifen des Einzelnen weniger Anlass. Sodann darf man nicht vergessen, dass die Laute der Sprache (oder doch ein Theil derselben) im Geiste der Sprechenden in Reihen geordnet sind, und dass die Veränderung eines Lautes die entsprechende Veränderung der übrigen Glieder seiner Reihe mit Naturnothwendigkeit nach sich ziehen muss. Ist einmal die Aussprache des *k* in gewisser Art verändert, so vollzieht sich die entsprechende Veränderung der übrigen Gutturalen von selbst, und ist somit ein erheblicher Theil der Laute der Möglichkeit individualisierender Veränderung entzogen. Vielleicht würde es nützlich sein, wenn dieser Gedanke bei unseren Betrach-

tungen über Lautveränderungen mehr zur Geltung käme als bisher geschehen ist.

Endlich darf man das wohl als unzweifelhaft ansehen, dass alle (oder doch fast alle) diese Akte unbewusst vollzogen werden. Wie sehr diese Behauptung für unsere heutige Sprache zutrifft, davon kann man sich leicht auf dem Wege des Versuches überzeugen. Die meisten Menschen wissen nicht wie sie sprechen, und häufig kann man ihnen nur mit der grössten Mühe klar machen, dass sie gewisse Feinheiten der Aussprache, die ein geübter Beobachter an ihnen wahrnimmt, wirklich besitzen.

Von der vorgetragenen Auffassung aus lässt sich nun sowohl die Entstehung verschiedener Sprachen aus einer, als auch die relative Gleichmässigkeit innerhalb der einen Sprache verstehen.

Der erste Punkt, die Entstehung verschiedener Sprachen aus einer, bedarf keiner langen Ausführung. Denken wir uns eine kleine zusammengehörige Menge von Menschen, etwa von einigen hundert Köpfen, die auf einem engen Gebiet zusammen lebt, so werden die Impulse zu Neuerungen, die von den einzelnen Individuen ausgehen, sich leicht und schnell mit der Gewohnheit und Neigung der übrigen in's Gleichgewicht setzen, die Ausgleichung wird ohne Schwierigkeit erfolgen. Stellt man sich nun eine grössere Masse von Menschen auf weiterem Gebiete vor, die aber doch noch eine zusammenhängende Verkehrsgemeinschaft bilden, so wird der Vorgang sich etwas anders gestalten. Die Ausgleichung wird zwar stattfinden, aber sie wird für jeden einzelnen Fall längere Zeit in Anspruch nehmen, als bei der kleineren Gemeinschaft, und es werden also stets zwischen den einzelnen natürlichen Gruppen der Redenden merkbarere Verschiedenheiten vorhanden sein, insofern die Einen noch das Alte, die Andern schon das Neue sprechen. In's Stocken aber geräth die Ausgleichung erst, wenn sich eine Verkehrsstockung anbahnt, und mit der Verkehrsgrenze bildet sich dann auch die Sprachgrenze. Natürlich können bei der Bildung einer Verkehrsgrenze sehr verschiedene historische Complicationen stattfinden. Ein ganz einfacher Fall ist folgender. Ein Stamm siedelt sich an dem einen Ufer eines grossen Stromes an, später wandert ein Theil auf das jenseitige Ufer. Dieser wird natürlich

eine Reihe von Jahren den Verkehr noch fortsetzen, aber allmählich lockern sich die Beziehungen zu den alten Stammesgenossen, es finden nur noch vereinzelte Begegnungen statt, die sprachlichen Impulse dringen nicht mehr über die Grenze. So ist auf beiden Seiten der Anfang zu einer neuen Sprache gegeben, der nun langsamer oder schneller sich auswachsen kann. Verwickelter wird der Fall, wenn wir annehmen, dass ein Theil der Auswanderer nach einer Reihe von Jahren wieder zurückkehrt, dann wird die Sprache derselben, falls sie noch nicht stark selbständig entwickelt war, vielleicht vollständig von der alten Sprache absorbiert werden, oder sie wird sich mit einer oder der anderen Eigenthümlichkeit geltend machen, oder wenn die Verschiedenheit schon zu gross war, wird eine Sprachinsel entstehen, die sich Jahrhunderte halten kann, bis endlich doch der Verkehr die Nivellierung herbeiführt. Indessen ist es weder möglich noch nöthig, die endlose Verschiedenheit historischer Gestaltungen im Einzelnen vorzuführen[1]). Wird man doch selbstverständlich überall den

---

[1]) An dieser Stelle würde auch die Frage zu erörtern sein, in wie weit eine Mischung von Sprachen stattfindet. Doch sind die Untersuchungen über diese Frage noch kaum ernstlich begonnen. Von Literatur darüber ist mir bekannt: Sayce, Principles of Comparative Philology, 2. Aufl. London 1875 pag. 175—213; Derselbe, Introduction to the Science of Language, 2. Aufl. London 1883, I pag. 219—225; Whitney, on mixture in language, extract from Transactions of American Philological Association 1881 (26 pag.); L. Adam, des idiomes négro-aryen et maléo-aryen Paris 1883, 8° (vgl. Lit. Ctrlbl. 1883 Nr. 39, Sp. 1375—76); Hugo Schuchardt, Kreolische Studien I—IV (Sitzungsberichte der Wiener Akademie 1883); G. v. d. Gabelentz und A. B. Meyer, Beitrag zur Kenntniss der melanesischen u. s. w. Sprachen (Abh. d. K. Sächs. Ges. d. Wiss. 1883). In dieses Forschungsgebiet gehört auch die Frage, ob, wenn Völkermischung stattfindet, ein Volk die Aussprache des andern ganz oder theilweise annimmt, so dass man also die Sprachgewohnheiten des aufgesogenen Volkes in dem Überwinder noch fortdauern sähe. Diese Frage ist für das indogermanische Gebiet von Ascoli schon früher und namentlich neuerdings behandelt worden in seiner Lettera glottologica, Torina 1881. Ascoli ist der Meinung, dass die grosse Verschiedenheit zu welcher sich im Laufe der Zeit die indogermanischen Sprachen entwickelt haben, hauptsächlich aus der Kreuzung der Völker zu erklären sei, so dass also z. B. die tiefgreifende Umgestaltung, welche das Lateinische, verglichen mit dem ihm sonst so nahe stehenden Griechisch, erfahren habe, in der starken Mischung der Einwandernden mit Urbewohnern ihren Grund habe. Den in's Einzelne gehenden Nachweis, dass die Lautgestalt einer Sprache durch Völkermischung mit bestimmt werde, führt A. auf dem galloromanischen Gebiet, indem er zu zeigen sucht, dass die Kelten gewisse Eigenthümlichkeiten in der Hervorbringung der Laute noch beibehielten, als sie statt der ihrigen schon die romanische Sprache angenommen hatten. Dahin gehört namentlich: das betonte lange *u* des Lateinischen wird auf dem galloromanischen Gebiet zu *ü* und weiterhin zu *i*, gerade so wie das alte lange *u*

Satz bestätigt finden, dass, wo keine Verkehrseinheit vorhanden ist, auch keine Spracheinheit bestehen kann.

Schwieriger ist die Frage zu beantworten, wie gross innerhalb einer einheitlichen Sprache die Gleichmässigkeit sein wird. Zuvörderst ist wohl so viel klar, dass niemals die verschiedenen Individuen einer Sprachgemeinschaft völlig gleich reden können, wir werden also von vornherein zugestehen müssen, dass eine einheitliche Sprache strenggenommen nur im Individuum, oder doch nur bei einer ganz beschränkten Zahl von Individuen vorhanden sein kann, und werden also die uns beschäftigende Frage näher dahin bestimmen müssen: Lässt sich erwarten, dass bei dem einzelnen Individuum der Lautwandel an sich völlig gleichmässig und gesetzmässig vor sich gehen werde?

Gerade bei der Beantwortung dieser Frage tritt — wie sich erwarten lässt — die Verschiedenheit der Standpunkte deutlich hervor. Aber in einer Beziehung scheint mir doch völlige Einstimmigkeit zu herrschen. Es wird so viel ich sehe allseitig zugestanden (oder sollte doch zugestanden werden), dass bei dem Übergang von einer Aussprache eines Lautes zur andern ein Zustand des Schwankens entstehen kann, in welchem dasselbe Individuum denselben Laut bald so bald an-

---

in den kymrischen Mundarten zu *i* wird, ferner: das betonte lange *e* des Lateinischen erhält auf dem galloromanischen Gebiet eine zweigipflige Betonung, gerade so wie das altkeltische *ē* im Kymrischen, und drittens: das lateinische *ca* erfährt eine galloromanische Umformung zu *ća*. Man hat also z. B. anzunehmen, dass das vulgärlateinische *cadère* fallen eine galloromanische Umformung in *ćadeir ćadoir* erhielt, woraus sich dann die Formen der betreffenden romanischen Sprachen erklären. So weit Ascoli. Über die Kraft seiner Beweise wird man, wie ich glaube, verschieden urtheilen, weil man gegen ihn geltend machen kann, dass doch auch auf Gebieten, die keine keltische Mischung haben, die gleichen Erscheinungen auftreten, so die Verwandlung von *ū* zu *ü* im slavischen Gebiet. Dass aber der Grundgedanke ein fruchtbarer sei, und dass er also bei unsern Untersuchungen mehr, als es bisher geschehen ist, im Auge behalten werden muss, wird derjenige nicht leugnen wollen, der je in einem Lande gelebt hat, wo mehrere Völker neben und durch einander wohnen (vgl. auch oben S. 117 und Hübschmann K. Z. 24, 396). Ich möchte namentlich auf einen Punkt hinweisen, der bis jetzt noch ganz vernachlässigt ist: den Satzton. Die Dialekte des Deutschen unterscheiden sich gerade durch die Satzbetonung in sehr augenfälliger Weise. Jedermann weiss, dass die Bewohner des Königreichs Sachsen »singen«. Aber noch ist meines Wissens kein Versuch gemacht worden, nach der Satzbetonung die Grenzen der jetzt gesprochenen Dialekte zu bestimmen. Diesen Satzton nun lernen die Völker einander gern ab. So ist z. B. unzweifelhaft, dass die in Russland wohnenden Deutschen von den Russen eine bestimmte Satzmelodie entlehnt haben, welche auftritt, wenn ein erwartetes Ergebniss mitgetheilt wird, und u. a. durch ein sehr starkes Senken des Tones bezeichnet ist.

ders ausspricht. Sievers z. B. (Lautphysiologie S. 127) äussert sich über diesen Punkt folgendermassen: »Die spontane Bildung neuer Lautformen geht selbstverständlich vom einzelnen Individuum oder einer Reihe von Individuen aus, und erst durch Nachahmung werden diese Neuerungen allmählich auf die gesammte Sprachgenossenschaft übertragen, der diese Individuen angehören. Die vollständige Auseinandersetzung zwischen den alten und den neuen Formen, die in Collision treten, kann unter Umständen lange Zeit in Anspruch nehmen. Eine Zeit lang werden beide Formen wohl promiscue gebraucht, auch werden sie wohl je nach der Stellung des Lautes in verschiedener Weise verwendet, bis schliesslich die neue Lautform die ältere ganz verdrängt.« Zugleich führt Sievers einige Beispiele solchen Schwankens aus der Praxis der Beobachtung an, indem er sagt: »Beispiele für das Schwanken zwischen zwei Formen bieten z. B. viele norddeutsche Mundarten, welche tönende und tonlose Media ohne Unterschied verwenden, ebenso z. B. auch das Armenische in verschiedenen Dialekten. Die mittel- und süddeutschen Mundarten sind dagegen schon längst in die Periode der Alleinherrschaft der tonlosen Media eingetreten.«

Brugman in Kuhn's Zeitschrift 24, 6 argumentiert ganz ähnlich, nur dass er solchen Übergangszeiten nicht wie Sievers unter Umständen lange, sondern nur kurze Dauer zugestehen möchte.

Es versteht sich, dass ein Streit über so elastische Bestimmungen, wie lang und kurz, überflüssig sein würde. Es kommt vielmehr darauf an, weitere Beobachtungen aus lebenden Sprachen zu sammeln, von denen aus man dann auf die alten Sprachen schliessen könne. Aus dem Griechischen dürfte wohl der schwankende Rhotacismus der alten elischen Inschriften hierher gehören, die bekanntlich τοῖς und τοῖρ und Ähnliches neben einander bieten. Wie gross der Unterschied zwischen σ und ρ in der Aussprache wirklich gewesen sei, lässt sich leider nicht feststellen, vielleicht wurde statt σ am Ende ein Laut wie der indische Visarga gesprochen, und vielleicht war das auslautende ρ nicht dental, sondern guttural, dann wäre der wirkliche Abstand zwischen den beiden Lauten ein sehr geringfügiger gewesen. Dass der Abstand zweier Lautgestalten, zwischen denen das sprechende Individuum schwankt, in einer indogermanischen Sprache sehr erheblich sein könne, lässt sich von vornherein nicht annehmen, während auf an-

deren Sprachgebieten, z. B. in den Sprachen der amerikanischen Ureinwohner der Abstand recht gross sein kann.[1])

Indessen wie man auch über diese Einzelheiten urtheilen mag, in der theoretischen Anerkennung der Möglichkeit von Übergangsepochen herrscht Übereinstimmung. Dagegen besteht darüber Zwiespalt, ob man annehmen soll, dass auf dem Gebiete des Lautwandels an sich dauernde Ungleichmässigkeiten in der Behandlung eines und desselben Lautes sich festsetzen können. Die Fragen, um die es sich dabei handelt, sind namentlich folgende zwei:

Erstens: Ist anzunehmen, dass eine Lautveränderung bei einer Reihe von Wörtern zur Erscheinung kommen wird, bei anderen aber nicht?

Zweitens: Ist anzunehmen, dass eine und dieselbe Wortform sich auf lautlichem Wege zu dauernd verschiedenen Gestalten entwickeln kann?

Die erste Frage wurde früher in der Praxis unbedenklich bejaht; so fand z. B. Bopp kein Arg darin, anzunehmen, dass zwar das *s* des Aorists im Griechischen regelmässig durch σ vertreten werde, aber ausnahmsweise in ἧκα ἔθηκα ἔδωκα durch κ, und bemühte sich nicht, etwa einen besonderen Grund für diese merkwürdige Ausnahme ausfindig zu machen. Bei zunehmender Schärfe in der Behandlung der Lautveränderung ist man natürlich gegen solche Annahmen immer misstrauischer geworden, und von einer Anzahl von Sprachforschern werden sie grundsätzlich und entschieden verworfen. Eine theoretische Behandlung ist der Angelegenheit neuerdings von Brugman, Kuhn's Ztschr. 24, 4 und Bezzenberger, Gött. gel. Anz. vom 21. Mai 1879 zu Theil geworden.

Man könnte die Möglichkeit einer ungleichen Behandlung der Laute in verschiedenen Worten von zwei Seiten aus construieren. Man könnte nämlich erstens annehmen, dass jede Lautveränderung bei einem bestimmten Worte beginne und sich von diesem aus weiter fortsetze, also z. B. von einem Substantivum auf andere, von da auf Adjective und Participia, und so zum Verbum gelange. Unter dieser Voraussetzung wäre es ja wohl denkbar, dass gewisse Wörter von einem Lautwandel nicht ergriffen würden, dass man also z. B. in Prae-

[1]) Man kann aber über das Elische nicht mit Sicherheit entscheiden, weil vielleicht Ungenauigkeiten und Willkürlichkeiten bei der Übertragung des Lautes in die Schrift stattgefunden haben.

positionen, Adverbien und anderen verhältnissmässig isolierten Wörtern den alten Lautstand beibehielte, und bei den übrigen Wörtern einen neuen durchführte. Aber augenscheinlich würde eine solche Annahme den Thatsachen nicht entsprechen, vielmehr scheint mir Brugman im Recht zu sein, wenn er den Vorgang so beschreibt: »Wenn eine Reihe von Individuen in einem bestimmten Zeitpunkt ein *r*, welches sie bis dahin regelmässig dental ausgesprochen haben, in ein gutturales *r* verwandeln, oder wenn sie ein *a*, welches sie vor *l* bis dahin regelmässig mit hellerem Timbre hervorgebracht haben, nunmehr mit tieferer Klangfarbe sprechen, so nimmt diese Bewegung nicht bei einzelnen bestimmten Wörtern ihren Anfang, so dass, was zuerst nur für diese einzelnen bestimmten Wörter gilt, erst allmählich auch auf andere Wörter übertragen wird, sondern die Bewegung beginnt bei den Sprachorganen selbst, und man hat zu erwarten, dass jedes bis dahin dental gesprochene *r*, ganz einerlei in welchem Worte und in welcher Wortkategorie es steht, und ebenso jedes bis dahin vor *l* in hellerem Timbre gesprochene *a*, wenn es die Sprachwerkzeuge passiert, die Abänderung erfährt.« Nur ist der Ausdruck, die Bewegung beginne bei den Sprachorganen selbst, nicht glücklich, insofern er so verstanden werden kann, als beginne jeder Lautwandel mit einer physischen Veränderung des Kehlkopfs u. s. w. Ich würde daher lieber sagen: die Bewegung beginne bei der Aussprache der Laute.

Dass es sich wirklich so verhält, dürfte nicht bloss die Erfahrung an Volksmundarten beweisen, sondern auch die Überlegung, dass nur unter der Voraussetzung einer gleichmässigen und consequenten Aussprache der Laute die Aneignung einer fremden Sprache erklärlich ist.

Eine andere Art, sich die Sache zurechtzulegen, ist von Bezzenberger a. a. O. 652 angedeutet worden. Er geht von der unanfechtbaren Voraussetzung aus, dass an zwei Punkten desselben Sprachgebietes verschiedene Lautneigungen entstehen können, so kann z. B. in dem einen Theile ein gewisser *k*-Laut zu *s* werden, in dem anderen zu *sz* (d. i. sch). Nun gleichen sich, so meint er, die verschiedenen Neigungen aus, und das Resultat ist, dass in gewissen Wörtern *sz*, in anderen *s* erscheint. So sei im Litauischen *sz* der regelrechte Reflex des einen der indogermanischen *k*-Laute geworden, aber in *visas* und *sauja* habe sich dafür *s* festgesetzt. Ich kann aber dieser Auffassung nicht beitreten. Sie würde zwar nicht die einzig

mögliche sein, aber doch stärker als jetzt empfohlen sein, wenn die Thatsache vorläge, dass die zwei verschiedenen Laute sich so zu sagen in die Wortmasse theilten. Diese Thatsache aber liegt nicht vor, sondern (um in Bezzenberger's Sprache zu reden) die eine Neigung hat die andre fast durchaus überwogen, und von der anderen sind nur kümmerliche Reste erhalten. Wie sonderbar, dass die Sprechenden, welche in hundert Fällen *sz* annehmen, in einem oder zweien sich zu dem *s* bequemten, und warum geschah das gerade in diesen Fällen! Ist es nicht viel natürlicher anzunehmen, dass die vereinzelte Ausnahme von der empirischen Regel gar nicht dem Lautwandel an sich, sondern einem anderen Grunde ihre Entstehung verdankt, wenn es auch, wie im vorliegenden Falle, uns nicht gelingen will, diesen speciellen Grund zu ermitteln. Bezzenberger hat a. a. O. derselben Voraussetzung auch noch eine etwas andere Wendung gegeben, indem er annimmt, zwei von verschiedenen Ausgangspunkten ausgehende und dann zusammenstossende Lautneigungen könnten sich so ausgleichen, dass die eine Lautform bei einer Kategorie von Formen, die andere bei der anderen auftrete. Er denkt sich also z. B. — so verstehe ich seine Andeutungen — wenn im Mittelfränkischen durchweg die Tenuis *t* zu *z* verschoben erscheint, mit Ausnahme des neutralen *t* in *dat wat it allet dit*, den Hergang so, dass von einer Seite die Neigung kam, das *t* zu erhalten, von der anderen die Neigung es zu verschieben, und dass der überlieferte Zustand des Mittelfränkischen einen Compromiss zwischen beiden Neigungen darstellt. Aber Paul hat in den Beiträgen von Paul und Braune 6, 554 gezeigt, dass dieser Fall anders zu erklären ist. Die erhaltenen *t* des Mittelfränkischen stehen im Auslaut der Silbe, und es ist wahrscheinlich, dass überhaupt die auslautenden *t* lautgesetzlich nicht verschoben worden sind, so dass eine Flexion wie **fat fazzes* anzusetzen wäre. Nun ist *fat* von *fazzes* attrahiert und zu *faz* geworden, das *t* ist aber da geblieben, wo derartig attrahierende casus obliqui nicht vorhanden waren, nämlich bei *dat wat it dit allet*.

Aber selbst wenn man im einzelnen Fall hinsichtlich der Erklärung zweifelhaft sein könnte, so möchte ich doch glauben, dass die Bezzenberger'sche Anschauungsweise schon aus dem allgemeinen Grunde nicht annehmbar ist, weil sie bei den Sprechenden eine zu starke Betheiligung der Über-

legung voraussetzt, und bin also der Meinung, dass für die wenigen analogen Fälle, die Bezzenberger noch anführt, ebenfalls eine andere Erklärung gesucht werden muss.

Mir scheint demnach, dass die erste der aufgeworfenen Fragen zu verneinen ist.

Ebenso wie mit dieser ersten geht es mir mit der zweiten Frage, welche so lautete: »Ist anzunehmen, dass ein und dieselbe Wortform sich auf lautlichem Wege zu dauernd verschiedenen Gestalten entwickeln kann?« Ich sehe mich genöthigt mit Leskien, Osthoff, Brugman u. a. auch diese Frage zu verneinen, obwohl so hervorragende und sonst in ihren Überzeugungen so oft auseinandergehende Gelehrte wie Benfey und Curtius sie bejahen.

Ein klassisches Beispiel für diese Annahme sind die Zwillinge μείζονες — μείζους, welche aus der gemeinsamen Urform μείζονσες entstanden sein sollen. Aus μείζονσες soll (nach Curtius) auf der einen Seite etwa μείζοσες (o gleich Nasalvocal) dann μείζοσες ferner μείζοες und endlich μείζους, auf der anderen Seite μείζοννες, dann μείζονες geworden sein. Man könnte, um sich den Gang der Entwickelung anschaulich zu machen, annehmen, dass die Doppelheit von einem Punkte des Sprachgebiets ihren Ursprung genommen habe. Dann hätte man sich vorzustellen, dass der Einzelne bald die eine bald die andere Veränderung der Gruppe *ns* versucht und beide im Gedächtniss behalten hätte. Nun ist aber, wie mir scheint, nicht abzusehen, was ein sprechendes Individuum veranlassen könnte, in dieser Weise zu schwanken, und das Schwanken so beharrlich festzuhalten, und namentlich nicht, was die Übrigen veranlassen konnte, ihm zu folgen, während doch bei der Bedeutungsgleichheit der beiden Formen nicht das geringste praktische Interesse an ihrer Unterscheidung haftete. Ich kann mir demnach nicht denken, dass Vorgänge wie der angedeutete sich in der Sprache wirklich abspielen. Ebenso wenig scheint mir die andere mögliche Annahme gestattet, nämlich die, dass der Anlass zu der Formscheidung von zwei verschiedenen Stellen des Sprachgebietes ausgegangen sei. Man könnte ja annehmen wollen, dass etwa im Westen μείζονες, im Osten μείζους entstanden, und nun Austausch zwischen den beiden Sprachhälften eingetreten sei. Dass an verschiedenen Punkten eines Sprachgebietes sich eine Lautgruppe auf verschiedene Weise weiter bildet, liegt natürlich durchaus nicht ausser dem Bereiche der Möglichkeit, aber

dass sich die Keime der Verschiedenheit derartig entwickeln, wie bei μείζους neben μείζονες angenommen werden müsste, wäre nur dann möglich, wenn die Ausgleichung ins Stocken gerathen und also das Verkehrsgebiet nicht mehr einheitlich ist. Unter dieser Annahme wäre es sehr begreiflich, wenn sich zwei Dialekte bildeten, deren einer die Form μείζους, der andere die Form μείζονες hat, aber wie diese beiden Dialekte sich gegenseitig ihre Form abborgen sollten, ist nicht abzusehen.

Ich kann also, von welcher Seite ich die Sache auch ansehe, nicht begreifen, wie aus μείζονσες in demselben Dialekt μείζους und μείζονες hätte werden können, und bin also der Meinung, dass die eine Form sich auf dem Wege des Lautwandels, nämlich μείζους aus einer Nominativform μείζοσες entwickelt habe, μείζονες dagegen eine Analogiebildung nach μείζων sei. Wie freilich bei diesem das *n* zu erklären sei, darüber kann man noch streiten. Man vergleiche hierüber die ausführliche Erörterung von Brugman in Kuhn's Zeitschrift 24, 1 ff.

Nunmehr sind wir gerüstet, die im Eingang aufgeworfene Frage »sind die Lautgesetze an sich ausnahmslos?« zusammenfassend zu beantworten.

Wir haben gesehen, wo man derartige Gesetze zu finden erwarten kann. Jedenfalls nicht in der gesammten Masse irgend einer vorliegenden Volks- oder Cultursprache. Denn es lässt sich nicht erwarten, dass alle Individuen innerhalb einer Sprachgemeinschaft völlig gleich sprechen werden. Wir können sie also nur erwarten bei dem einzelnen Individuum, oder vielmehr, wenn wir ganz genau sein wollen, nur im Momentandurchschnitt der Sprache eines Individuums. Von demjenigen nun, was ein Individuum in einem bestimmten Moment seines Lebens spricht oder sprechen würde, wenn es den gesammten Wortschatz durch sein Organ passieren liesse, ist zunächst alles das abzuscheiden, was man als Entlehnung (im weitesten Sinne) ansehen muss, sodann sind alle auf Wirkung der Analogie beruhende Lautgestaltungen wieder aufzuheben. Ist das geschehen, so bleibt die durch den Lautwandel an sich bewirkte Lautgestalt übrig. In dieser erst dürfen wir — abgesehen von den etwaigen Schwankungen innerhalb eines Übergangsstadiums — erwarten völlige Gleichmässigkeit in der Behandlung aller analogen Fälle zu finden, und in diesem Sinne muss man behaupten, dass die Lautgesetze an sich ausnahmslos seien.

Somit ist zwar zuzugestehen, dass völlige Gesetzmässig-

keit des Lautwandels sich nirgend in der Welt der gegebenen Thatsachen findet, es liegen aber genügende Gründe vor, welche zu der Annahme führen, dass gesetzmässig verlaufender Lautwandel einer von den Faktoren ist, aus deren gemeinschaftlichem Wirken die empirische Gestalt der Sprache hervorgeht. Im einzelnen Falle freilich wird es immer nur annähernd möglich sein, diesen einen Faktor in seiner Reinheit darzustellen.

Zugleich folgt aus der obigen Darstellung, ob und inwieweit man innerhalb der Lautlehre von Gesetzen oder gar Naturgesetzen reden kann.

Die Lautgesetze, welche wir aufstellen, sind, wie sich gezeigt hat, nichts anderes als Gleichmässigkeiten, welche in einer gewissen Sprache und Zeit auftreten, und nur für diese Gültigkeit haben. Ob für dieselben der Ausdruck Gesetz überhaupt anwendbar sei, ist zweifelhaft. Indessen vermeide ich es, in eine Erörterung über den Begriff Gesetz, wie er in der Naturwissenschaft und Statistik angewendet wird, einzugehen, weil ich finde, dass der Sprachgebrauch »Lautgesetz« so fixiert ist, dass er nicht wieder vertilgt werden kann, und ausserdem, weil ich keinen besseren Ausdruck dafür vorzuschlagen weiss. Er ist auch unschädlich, wenn man festhält, dass er keinen anderen Sinn als den angegebenen haben kann.

Nicht billigen kann ich die Bezeichnung der Lautgesetze als Naturgesetze. Mit chemischen oder physikalischen Gesetzen haben offenbar diese geschichtlichen Gleichmässigkeiten keine Ähnlichkeit. Die Sprache setzt sich aus menschlichen Handlungen zusammen und folglich gehören die Lautgesetze nicht in die Lehre von der Gesetzmässigkeit der Naturvorgänge, sondern in die Lehre von der Gesetzmässigkeit der scheinbar willkürlichen menschlichen Handlungen.

Siebentes Kapitel.

Die Völkertrennungen.[1])

Wie oben S. 1 erwähnt, hatte William Jones schon 1786 sich dahin geäussert, dass jeder Philologe, der das Sanskrit, Griechische und Lateinische mit einander vergleiche, zu der Meinung kommen müsse, dass diese drei Sprachen aus einer gemeinschaftlichen Quelle abgeleitet werden müssen, welche vielleicht nicht mehr existiert. Nicht ganz so zwingend seien die Gründe, für das Gothische und Keltische dasselbe Verhältniss anzunehmen. Bei Friedrich Schlegel fanden wir einen Rückschritt gegenüber Jones, insofern er behauptet, bei der Vergleichung ergebe sich, dass die indische Sprache die ältere sei, die anderen aber jünger und aus jener abgeleitet. Auch Bopp drückt sich im Beginn seiner schriftstellerischen Thätigkeit nicht immer richtig aus, so redet er im Conjugationssystem S. 9 von den Sprachen, die »von dem Sanskrit, oder mit ihm von einer gemeinschaftlichen Mutter abstammen«, später aber in correcter Weise immer nur von einem schwesterlichen Verhältniss. Auch hütet er sich, die Ursprünglichkeit und Alterthümlichkeit des Sanskrit zu überschätzen. So findet sich zu § 605 der ersten Auflage der Vgl. Gr. eine später weggelassene Anmerkung, welche so lautet: »Ich habe schon in meinem Conjugationssystem und in den Annals of Oriental Literature (London 1820) darauf aufmerksam gemacht, dass das Skr. *tutupa* in der 2. P. pl. eine verstümmelte Form sei, und in den früheren Abtheilungen dieses Buches ist sehr oft darauf hingewiesen worden, dass das Sanskrit in einzelnen Fällen im Nachtheil gegen seine Europäischen Schwester-Idiome steht. Darum hat es mich befremdet, dass Hr. Prof. Höfer in seiner Schrift ‚Beiträge' etc. S. 40 so ganz im Allgemeinen behauptet, dass es den neueren Forschern nicht habe gelingen wollen, ‚von dem unglück-

[1]) Zu diesem ganzen Abschnitt vergleiche man jetzt: Brugmann, Zur Frage nach den Verwandtschaftsverhältnissen der indogermanischen Sprachen in Techmer's Internationaler Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft (Leipzig 1883) 1, 226 ff.

lichen Wahne der eingebildeten Unverletzlichkeit und uranfänglichen Treue und Vollendung des Sanskrit sich gänzlich frei zu machen.' Ich meinestheils habe solche uranfängliche Treue dem Sanskrit niemals zugetraut, und es hat mir immer Vergnügen gemacht, auf die Fälle aufmerksam zu machen, wo die Europäischen Schwestersprachen ihm den Rang ablaufen u. s. w.«

Für die eine Stammsprache nun, aus der die Einzelsprachen herstammen, hat Bopp keine feste Bezeichnung. Er spricht von der einen Stammsprache, der Periode der Spracheinheit, von der Urperiode der Sprache, der uralten Bildungsperiode u. s. w. Die eine nicht mehr existierende Stammsprache dachte sich Bopp im Wesentlichen wie eine der Schwestersprachen. Namentlich verdient hervorgehoben zu werden, dass er für dieselbe nicht etwa Unveränderlichkeit in Anspruch nahm. Vielmehr nimmt er an, dass zur Zeit der Identität der jetzt geschiedenen Sprachen schon manche Zerrüttungen in dem Organismus jener einen Stammsprache stattgefunden hatten« (§ 673). So nimmt er z. B. an, dass in urältester Zeit die Feminina auf *ā* im Nominativ *-s* gehabt, dasselbe aber schon in der Periode der Sprach-Einheit verloren haben. Über die Wohnsitze des Volkes, welches diese Grundsprache geredet hat, finde ich bei Bopp keine Vermuthung ausgesprochen, wie ihm denn überhaupt der culturgeschichtliche Gesichtspunkt fern liegt[1]).

Aus der »Urheimat« haben sich die einzelnen Sprachen losgelöst durch »Individualisierung«. Auch der Ausdruck »Sprachtrennung« kommt vor (§ 493). Über die nähere oder fernere Verwandtschaft d. h. über die Reihenfolge derselben in der Absonderung von einander hatte Bopp folgende Meinung: Nah zusammen gehören in Asien das Indische und Medopersische, in Europa das Griechische und Lateinische. Hinsichtlich der Stellung des Slavischen hat sich Bopp's Meinung im Laufe der Zeit geändert. Zuerst (Vgl. Gr. [1], S. 760) betrachtete er das Litauische, Slavische und Germanische gleichsam als »Drillinge«, später (Über die Sprache der alten Preussen, Abh. der Berl. Akad. 1853, S. 80) formulierte er seine Ansicht so: »Die Absonderung der lettisch-slavischen

[1]) Es lässt sich nicht mit Sicherheit ausmachen, ob das Urvolk in Asien oder Europa gewohnt hat. Die ganze Frage ist historisch und erörternd in gründlicher Weise von O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte Jena 1883 behandelt worden.

Idiome von der asiatischen Schwestersprache, man mag sie Sanskrit nennen oder ganz unbenannt lassen, ist später eingetreten als die der klassischen, germanischen und keltischen Sprachen, aber doch noch vor der Spaltung des asiatischen Theils unseres Sprachgebiets in den medopersischen und den indischen Zweig.« Eine specielle Verwandtschaft der Kelten- und Römersprache nahm er nicht an.

Der erste, welcher ein förmliches System der Verzweigung der indogermanischen Sprachen (unter dem Bilde eines Stammbaumes) aufstellte, war Schleicher. Er stimmte mit Bopp überein in der Annahme einer näheren Verwandtschaft des indischen und iranischen Sprachzweiges, und des Italischen mit dem Griechischen, wich aber namentlich ab in Bezug auf die Stellung des Litu-Slavischen. Er suchte nämlich nachzuweisen, dass die Ähnlichkeiten in der Lautgestaltung, welche zwischen den asiatischen Sprachen und dem Litu-Slavischen zweifelsohne vorhanden sind, nicht aus der Urzeit stammen, sondern in jeder Gruppe besonders entstanden seien. Er nimmt also z. B. an, dass das Zahlwort für hundert in der Grundsprache *kantam* lautete, und sich daraus nach der Trennung des Urvolkes in zwei Völker im asiatischen Theile *çatam* und völlig davon getrennt im Slavischen *sŭto* entwickelte, so dass also die Ähnlichkeit von *ç* und *s* in diesem Worte, in welchem Griechisch und Lateinisch das alte *k* bewahrt haben, nicht zu einem genealogischen Schlusse verwerthet werden könnte (vgl. Beiträge 1, 107). So trennt er denn das Litu-Slavische völlig von dem asiatischen Theile ab, und stellt es mit Jacob Grimm zu dem Germanischen. Den Hauptbeweis für die nahe Verwandtschaft dieser Sprachen bildet ihre Übereinstimmung im dat. plur., in welchem sie *m* zeigen, während die übrigen Sprachen *bh* haben, (z. B. slav. *vlŭkomŭ* und got. *vulfam*, aber skrt. *vṛkébhjas*). Da Schleicher ferner das Keltische zum Italischen stellt (Beitr. 1, 437), so ergeben sich ihm folgende drei Gruppen: 1) die asiatische, 2) die slavodeutsche, 3) die gräcoitalokeltische. Das historische Verhältniss derselben bestimmte er nach der Treue, mit der jede der drei Gruppen (seinem Eindruck nach) den Typus der Ursprache erhalten hat. Diese Treue erschien ihm bei dem Slavodeutschen am geringsten, also nahm er an, dass dieser Theil zuerst aus dem Urvolk ausgeschieden sei,

dann die Gräcoitalokelten, so dass als Rest die Asiaten übrig bleiben.

Indessen diese chronologische Anordnung beruht augenscheinlich auf einem sehr anfechtbaren Räsonnement. Die weiter gehende Entartung des Slavodeutschen (wenn sie anders als bewiesen angesehen werden kann) kann ja einfach darauf beruhen, dass das Slavodeutsche sich schneller entwickelt hat, als seine Schwestersprachen. Schleicher's Begründung reicht also nicht aus, um das Slavodeutsche von der grossen europäischen Masse, zu der es geographisch gehört, zu trennen. Dass es auch in sprachlicher Rücksicht dahin gehöre, führte Lottner aus in Kuhn's Zeitschrift 7, 18 ff. Er statuiert zwei grosse Gruppen, die asiatische und die europäische, welche letztere sich besonders durch gemeinsames *l* gegenüber dem asiatischen *r* auszeichne (z. B. πολύ *filu* gegenüber skrt. *purú*). Ein weiteres Kennzeichen fügte G. Curtius hinzu, nämlich das an vielen Stellen gleichmässig erscheinende *e* gegenüber dem asiatischen *a* (z. B. φέρω *fero*, got. *baira* d. i. *bĕra* gegenüber *bhárāmi*). So schien denn die Annahme sehr wahrscheinlich, dass die Indogermanen, welche als sie noch zusammen waren eine einheitliche Sprache redeten, sich zunächst in Europäer einerseits und Asiaten andererseits gespalten haben, und dass dann in beiden Gruppen nach der Trennung sich gewisse Eigenthümlichkeiten entwickelten, wie z. B. das *e* in Europa, welche weiterhin sämmtlichen Unterabtheilungen der Hauptgruppe anhafteten. Solcher Unterabtheilungen schienen sich in Europa zunächst zwei zu ergeben, die nördliche und die südliche, von denen die erstere sich dann wieder in Slavisch und Germanisch, die südliche in Griechisch, Italisch und Keltisch spaltete.

Am wenigsten leicht wollte sich das Griechische fügen. Einige Gelehrte nahmen an, dass aus der südeuropäischen Masse sich zuerst das Keltische losgelöst habe, und dann Griechisch und Italisch noch zusammengeblieben seien, andere (wie Schleicher) entschieden sich für engere Gemeinschaft des Italischen und Keltischen, andere endlich trennten das Griechische gänzlich von Europa und wiesen es nach Asien. So urtheilt Grassmann (Kuhn's Zeitschrift 12, 119) welcher mit grosser Sicherheit von den vielen Erscheinungsformen redet, »in welchen die weitreichende Harmonie zwischen griechischem und arischem (vorbrahmanischem) Wesen in Sprache, Poesie, Mythus und Leben uns entgegentritt, und Zeugniss

ablegt von der mächtigen Geistesentwickelung, welche das griechisch-arische Stammvolk nach der Abscheidung der übrigen Völkerstämme durchmachte«. Derselben Meinung ist auch Sonne in einem wie es scheint jetzt vergessenen[1]) Programm: Zur ethnologischen Stellung der Griechen, Wismar 1869.

Allen diesen Hypothesen nun, insofern sie mit dem Gedanken der Völker- oder Sprach-Trennung operieren, trat Johannes Schmidt in einem Aufsatz über die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen (Weimar 1872) entgegen. Johannes Schmidt knüpft an denselben Punkt an, von dem aus Schleicher's Opposition gegen Bopp ausging, nämlich an das Verhältniss des Litu-Slavischen zum Asiatischen, giebt aber Bopp im Wesentlichen Recht. In der That ist es doch höchst auffällig, dass aus dem *k* von *kantam* in beiden Gruppen ein Zischlaut (oder doch etwas dem Ähnliches) wird, während z. B. das *k* von *ka* »wer« in beiden Gruppen bleibt. Sollte diese auffällige Gleichheit nicht aus gemeinsamer Entwickelung erklärt werden müssen, und ist es nicht unerlaubt, wie Schleicher thut, dabei an historischen Zufall zu denken? Ist aber Bopp's Ansicht richtig, so giebt es gar keine Spaltung zwischen Asien und Europa, sondern nur »kontinuierliche Vermittelung«. Und denselben Zustand findet Schmidt auch in Europa. Er erkennt an, dass Griechisch, Italisch und Keltisch nahe zusammengehören, aber eine historisch abgesonderte Gruppe bilden sie nicht, denn wie das Italische zwischen dem Griechischen und Keltischen vermittelt, so vermittelt auf der anderen Seite wieder das Keltische zwischen Italisch und Deutsch, sodann ferner das Deutsche zwischen Keltisch und Slavisch u. s. f. Wir können uns also die indogermanischen Sprachen als eine grosse Kette aus verschiedenen Ringen vorstellen, welche in sich geschlossen ist, und mithin weder Anfang noch Ende hat. Machen wir willkürlich einen Anfang beim Indisch-Iranischen, so folgt als nächster Ring das Litu-Slavische, dann das Germanische, das Keltische, das Italische, bis sich endlich das Griechische wieder an das Indisch-Iranische anfügt. Das Ar-

[1]) Gelegentlich führe ich aus diesem Programm folgenden Satz an: »Wenn nun aber im Sanskrit das Verb des Hauptsatzes sich jeder vorausgehenden Objectivbestimmung tonlos incliniert, so glauben wir in dieser unsern europäischen Begriffen so sehr widersprechenden Erscheinung einen Rest proethnischer Betonung erkennen zu dürfen« (S. 3).

menische, welches erst in den letzten Jahren genauer behandelt worden ist, würde sich zwischen Indisch-Iranisch und Griechisch einfügen.

Wie man sieht, stimmt diese Übergangs- oder Wellentheorie (wie sie ihr Urheber nennt, weil die fortschreitende Bewegung innerhalb der Sprache mit der Wellenbewegung verglichen werden kann) mit der Spaltungstheorie darin überein, dass sie, wie diese, die zwischen den einzelnen indogermanischen Sprachen vorhandenen Übereinstimmungen (deren einige angeführt worden sind) überhaupt für beweiskräftig hält, unterscheidet sich aber durch die Annahme eines continuierlichen Übergangs, welcher an die Stelle der Spaltungstheorie gesetzt wird. Wir haben also zunächst diese Annahme zu prüfen. Zunächst ist wohl klar, dass die Übergangstheorie nicht so verstanden werden darf, als ob zwischen allen indogermanischen Sprachen, wie sie historisch überliefert sind, eine continuierliche Vermittelung stattfinde. Gegen eine solche Ansicht spricht die Thatsache, dass die einzelnen Sprachen abgeschlossene, von den übrigen getrennte Einheiten bilden. Wir können zwar in Betreff einzelner Dialekte, z. B. innerhalb des Germanischen zweifelhaft sein, zu welcher Gruppe von Dialekten wir sie zu stellen haben, aber mit den einzelnen Hauptsprachen, z. B. dem Germanischen im Verhältniss zum Slavischen steht es anders. Es giebt keine Sprachmasse, in Bezug auf welche man zweifelhaft sein könnte, ob sie slavisch oder germanisch sei, vielmehr sind zwischen Germanisch und Slavisch, ebenso wie zwischen den anderen Hauptsprachen feste Grenzen vorhanden. Wir werden also zu der Annahme veranlasst, dass einst das Germanische, als es noch von weniger Menschen gesprochen wurde, ein zusammenhängendes Verkehrsgebiet bildete, innerhalb dessen sich erst im Laufe der Zeit die einzelnen germanischen Dialekte entwickelten. Ebenso steht es mit den anderen Sprachen. Und selbst, wenn man annehmen wollte, was mir trotz des darauf verwendeten Scharfsinnes nicht nachweisbar scheint, dass die einander nahe liegenden Striche zweier an einander stossender Sprachen wie Slavisch und Germanisch, einander näher stünden als die entfernteren, so würde damit immer nur gezeigt sein, dass einzelne Eigenthümlichkeiten der ehemaligen Grenzzone mit in die beiden abgesonderten Gebiete herübergenommen seien und die Lagerung der Theile jedes Gebietes keine grossen Verschiebungen erlitten habe, — die Annahme, dass die einzelnen indogermanischen

Sprachen seit langer Zeit durch Verkehrsgrenzen von einander getrennt sind, bliebe dennoch bestehen. Man muss also die Übergangshypothese dahin verstehen, dass man sagt, in uralter Zeit hätten zwar die Sprachen in der von Schmidt beschriebenen Weise ein zusammenhängendes Ganzes ausgemacht, dann aber hätten sich zwischen ihnen feste Grenzen gebildet. Die Entstehung solcher Grenzen stellt sich J. Schmidt folgendermassen vor: »ein Geschlecht oder ein Stamm, welcher z. B. die Varietät F sprach, gewann durch politische religiöse sociale oder sonstige Verhältnisse ein Übergewicht über seine nächste Umgebung. Dadurch wurden die zunächst liegenden Sprachvarietäten G H I K nach der einen, E D C nach der anderen Seite hin von F unterdrückt und durch F ersetzt. Nachdem dies geschehen war, grenzte F auf der einen Seite unmittelbar an B, auf der anderen unmittelbar an L, die mit beiden vermittelnden Varietäten waren auf gleiches Niveau mit F auf der einen Seite gehoben, auf der anderen herabgedrückt. Damit war zwischen F und B einerseits, zwischen F und L andererseits eine scharfe Sprachgrenze gezogen« (a. a. O. pag. 28). Beispiele dafür seien das Attische, das Stadtrömische u. ähnl., welche allmählich die Dialekte überwältigten. Nimmt man nun ferner an, dass sich jedenfalls schon in alter Zeit Verkehrsgrenzen bildeten, indem grosse Volkstheile auswanderten, oder indem fremde Völker sich als Keile in das Urvolk hineinschoben, und dass so jedenfalls schon früh dauernde räumliche Trennungen der Nachbarn herbeigeführt wurden, (ein Punkt, auf den Leskien in seiner interessanten Erörterung der Schmidt'schen Hypothese in der Einleitung seiner Schrift über die Declination im Slavisch-Litauischen und Germanischen (Leipzig 1876) hingewiesen hat) so lassen sich die Stammbaum- und Wellentheorie wohl dahin vereinigen, dass man annimmt, ursprünglich habe eine »continuierliche Vermittelung« wie Schmidt sie sich vorstellt, stattgefunden, dann seien Spaltungen eingetreten, und so von einander getrennte Massen entstanden, die aber in sich wieder dieselben Verhältnisse zeigen wie die Ursprache.

Leider ist nun aber vom Standpunkte der neueren Untersuchungen aus ein Einwand zu formulieren, der sich sowohl gegen die Spaltungs-, wie gegen die Übergangshypothese richtet. Es hat sich nämlich durch die Untersuchungen der letzten Jahre herausgestellt, dass die Momente, aus denen auf

die nähere Verwandtschaft einzelner Sprachen geschlossen zu werden pflegte, nicht so beweiskräftig sind als man bis dahin annahm.

Im Allgemeinen ist es klar, dass nicht jede Gleichheit zwischen zwei Sprachen als Argument für eine Urgemeinschaft betrachtet werden kann. Wenn z. B. einige Sprachen das Augment verloren haben, welches andere noch besitzen, so folgt daraus natürlich nicht, dass dieser Verlust auch in einer Periode der Gemeinschaft eingetreten sein muss. Auch wird man zugeben, dass Gleichheit im Wortschatz (wenn sie nicht in überwältigend grosser Menge hervortritt) nicht zum Beweise für Urgemeinschaft gebraucht werden kann, weil immer die Möglichkeit offen gehalten werden muss, dass ein Wort, welches wir nur in einigen Sprachen finden, in den anderen auch vorhanden gewesen, uns aber durch die »Unbill der Zeiten« entzogen worden ist. Durch diese Erwägungen schrumpft das Material sehr zusammen und es bleiben streng genommen nur gemeinsam vollzogene Neuerungen als beweiskräftig übrig. Als solche betrachtete man bis vor Kurzem die gleichartige Spaltung des einheitlichen indogermanischen *k* in *k* und *s* (*sz*) im Asiatischen und Litu-Slavischen, das *e* im Europäischen, das *r* im Mediopassivum des Italischen und Keltischen, das *m* im lituslavischen und germanischen Dativ pl. Aber in neuester Zeit ist für diese Thatsachen eine andere Erklärung aufgekommen. Man nimmt (wie schon bemerkt worden ist) jetzt vielfach an, dass in ihnen gar nicht Neuerungen der Einzelsprache vorliegen, sondern verlegt die Mannigfaltigkeit in die Grundsprache. Der Nachweis dieser Mannigfaltigkeit in Bezug auf die Guttural-Reihen ist erbracht von Ascoli in seinen Lezioni di fonologia comparata Torino e Firenzi 1870 (vgl. Ascoli Kritische Studien pag. XVI ff.). Neben ihm ist besonders Fick (die Spracheinheit der Indogermanen Europas, Göttingen 1873) zu nennen. Darauf folgte die ebenfalls schon oben erwähnte sehr wahrscheinliche Theorie, wonach das *e* schon der Grundsprache angehört, das *r* ferner des Mediopassivs im Italischen und Keltischen findet möglicher Weise eine Anknüpfung an dem *r* des Indischen *re rate* u. s. w. (vgl. Windisch, Beiträge von Kuhn und Schleicher 8, 465 Anm.), und das *m* des Slavischen und Deutschen gehört vielleicht ursprünglich einem andern als dem *bh*-Suffix an.

Wenn nun diese ganze Anschauungsweise begründet ist (was ich annehme), so lässt sich natürlich aus solchen bis in

die Grundsprache zurückreichenden Verschiedenheiten nichts über die successive Spaltung der indogermanischen Sprachen schliessen, und man muss sich allen bisher unternommenen Gruppierungen gegenüber (mit alleiniger Ausnahme der asiatischen Gruppe, welche durch eine Reihe von Uebereinstimmungen, z. B. durch die gemeinsame Verwandlung des alten *e* in *a* zusammengehalten wird) skeptisch verhalten.

In der That halte ich diesen Standpunkt bei dem jetzigen Stande der Forschung für den richtigen, und glaube also über die ganze Frage des Verhältnisses der einzelnen indogermanischen Sprachen zu einander nicht mehr als das Folgende aussagen zu können.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Grundsprache nicht, wie man früher anzunehmen geneigt war, eine völlig einheitliche gewesen ist. Denn wenn wir Recht haben, anzunehmen, dass dieselbe eine Entwickelung von Jahrtausenden durchgemacht hat, so muss das Urvolk zur Zeit der völlig ausgebildeten Flexion zahlreich gewesen sein, es werden also gewiss innerhalb desselben Verschiedenheiten im Sprechen sich herauszubilden begonnen haben, in der Weise wie es oben (S. 52 u. 59) im Allgemeinen beschrieben worden ist. Diese Verschiedenheiten sind die Keime einiger der Verschiedenheiten, die wir bei den indogermanischen Sprachen wahrnehmen. Andere sind hinzugekommen, nachdem die Grundsprache sich in verschiedene Einzelsprachen gespalten hatte. Es ist möglich, dass die Vorfahren der späteren Griechen, Italiker, Kelten u. s. w. einst so neben einander gelagert waren, wie wir nach Ausweis der jetzigen geographischen Lage vermuthen, aber es ist auch möglich, dass grosse Verschiebungen der Völker eingetreten sind, welche ihre ehemalige Lagerung verdunkeln. Wir werden uns also einstweilen mit der Erkenntniss einer gründlichen Urgemeinschaft der indogermanischen Sprachen begnügen, von einer Eintheilung derselben in Gruppen (mit Ausnahme der indisch-iranischen) aber absehen müssen.

Das gilt namentlich auch gegenüber der so oft angenommenen gräcoitalischen Einheit. Man kann nicht mit Sicherheit behaupten, dass sie nicht vorhanden gewesen sei, aber auch ebenso wenig, dass sie nachweisbar ist. Von den für dieselbe angeführten Gründen[1] (Schmidt S. 19) können bei der

[1] Die Wörtervergleichungen Mommsen's hat Schmidt mit Recht gar nicht mit angeführt, da sie nichts beweisen. Denn ein Theil der be-

jetzigen Lage der Forschung nur noch in Betracht kommen: die Thatsache, dass es nur im Griechischen und Lateinischen Feminina nach der zweiten Declination giebt, und die Übereinstimmung in der Accentuierung. Indessen, wenn es richtig ist, was ich Synt. Forsch. 4, 6 ff. zu erweisen gesucht habe, dass die Masculina auf -τα nach der ersten Declination erst im Sonderleben des Griechischen aus fem. zu masc. verschoben sind, so kann das Analoge auch für jene Wörter vermuthet werden, und was die Accentgesetze betrifft, so ist doch die Frage, ob man nicht im Italischen Reste einer älteren Betonungsweise zu statuieren hat, so dass also das Dreisilbengesetz nicht in einer voritalischen Zeit hat zur Herrschaft gelangen können. Jedenfalls kann man nicht auf eine disputable Annahme eine Hypothese von solcher Bedeutung wie die einer gräcoitalischen Urgemeinschaft begründen.

Ob es nun der Zukunft gelingen wird, zu bestimmteren Resultaten zu gelangen, bleibt abzuwarten. Bis auf Weiteres werden die Historiker gut thun, von der Verwerthung solcher Sprach- und Volksgruppen, wie die gräcoitalokeltische, die slavodeutsche u. s. w. abzusehen.

Schlussbetrachtung.

Wir kehren, nachdem wir am Schluss angelangt sind, für einen Augenblick zum Anfang unserer Betrachtung zurück, um in wenigen Worten zusammenfassend zu zeigen, wie die Bopp'schen Anfänge sich ausgewachsen haben. Bopp hatte sich, wie wir sahen, zwei Aufgaben gestellt, er wollte die Entstehung der Flexion ergründen, und die Verwandtschaft der indogermanischen Sprachen im Einzelnen erweisen, und wir sahen zugleich, dass Bopp, der Sohn eines philosophischen

treffenden Wörter findet sich (wie ja auch Mommsen selbst in den späteren Auflagen seiner römischen Geschichte anerkennt) auch in anderen Sprachen, und die anderen (wie *milium rapa vinum*) sind möglicher oder wahrscheinlicher Weise Lehnwörter.

Jahrhunderts, auf die Lösung der ersten Aufgabe das entscheidende Gewicht legte. Seine Zeitgenossen und unmittelbaren Nachfolger nahmen, wie gezeigt worden ist, seine Erklärung der Flexionsformen zum grossen Theile an, so dass es den Anschein gewinnen konnte, als sei sie eine sichere Errungenschaft der Wissenschaft. Erst allmählich traten Zweifel hervor und drangen in weitere Kreise. Man ward sich erst langsam bewusst, dass es sich um eine Aufgabe handle, zu deren Bewältigung die Kühnheit eines speculativen Philosophen gehört, eine Aufgabe, die eine sichere Lösung ihrer Natur nach nicht zulässt. Handelt es sich doch um Speculationen, die weit hinter die Zeiten zurückgreifen, aus denen irgend eine Überlieferung zu uns herüber dringt. Desshalb ist es erklärlich, dass sich das Interesse der jetzt lebenden realistischen Forscher von diesem Theile der Sprachwissenschaft zurückgezogen hat. Ein Gegner der Bopp'schen Agglutinationstheorie A. H. Sayce fasst diese Thatsache in die Worte zusammen: »the old Agglutinationtheory of Bopp must be considered as dead«. Ich meine, dasselbe Urtheil kann man über die Adaptations-Theorie fällen. Die Zeit, in der man an diesen letzten Fragen der Sprachwissenschaft Interesse nahm, ist augenblicklich vergangen. Dass sie einmal wiederkehren wird, und dass alle diese Probleme von dem hohen Standpunkt einer gereifteren allgemeinen Sprachwissenschaft noch einmal und vielmal werden zur Erörterung gebracht werden, bezweifle ich nicht.

Einigermassen ähnlich ist der Verlauf der Untersuchungen über die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen. Aus dürftigen Übereinstimmungen und Verschiedenheiten hatte die jugendliche Wissenschaft einen Stammbaum der Indogermanen zurechtgestellt, der von Historikern gelegentlich als baare Münze verwerthet worden ist. Jetzt, da wir die Beweiskraft der einzelnen Momente besser abzuschätzen gelernt haben, begnügen wir uns mit der Aufstellung einiger weniger Gruppen, und im Übrigen mit der Erkenntniss einer tiefgehenden Übereinstimmung sämmtlicher verwandten Sprachen. Es ist aber wichtig zu betonen, dass dieser Rückzug für die wissenschaftliche Arbeit selbst ohne Bedeutung ist. Die Fülle des Gleichen auf dem Gebiet der Laut- und Formenlehre, der Syntax, der Sitten- und Bildungsgeschichte ist noch lange nicht ausgeschöpft, es wird Zeit sein auf die Fragen der Völkertrennung zurückzukommen, wenn

man auf den genannten Gebieten erheblich weiter gekommen sein wird, als wir jetzt sind.

Ganz anders ist das Bild, das uns die zweite der Boppschen Aufgaben bietet. Schritt für Schritt haben wir verfolgt, wie man von tastenden Versuchen zu sicherer Methode gelangt ist, und wie es gelungen ist, ein Problem der Laut- und Formenlehre nach einander, eine Sprache nach der andern erfolgreich anzugreifen. Die Vergleichung der einzelnen gegebenen Sprachen unter einander, die Ermittelung des ihnen Gemeinsamen, die Anknüpfung der Einzelsprache an dieses Gemeinsame, mit einem Worte: die historische Untersuchung des indogermanischen Sprachstammes, das ist die Aufgabe der vergleichenden Sprachforschung, und dieser Aufgabe wird sie seit Bopp in regelrecht steigendem Masse gerecht. Erstaunlich ist, was der Scharfsinn und Fleiss der Gelehrten in dieser Hinsicht geleistet hat, und zugleich sehen wir, dass eine Fülle von Verdienst für die Zukunft übrig bleibt.

Dass dieser Verlauf der wissenschaftlichen Entwickelung ein naturgemässer ist, wird niemand leugnen, dem der Zusammenhang aller wissenschaftlichen Arbeit jemals zum Bewusstsein gekommen ist. Man könnte Alles, was ich in dieser Schlussbetrachtung gesagt habe, auch so ausdrücken: die Sprachwissenschaft ist aus der philosophischen in die historische Periode eingetreten.

Literatur-Angaben.[1])

Ascoli, G. J., Kritische Studien zur Sprachwissenschaft. Autorisirte Übersetzung von Reinhold Merzdorf, zu Ende geführt von Bernhard Mangold, Weimar 1878.

Benfey, Th., Orient und Occident insbesondere in ihren gegenseitigen Beziehungen. Forschungen und Mittheilungen. Eine Vierteljahrsschrift, herausgegeben von Theodor Benfey. Göttingen 1862—1865.

Bernhardi, A. F., Anfangsgründe der Sprachwissenschaft. Berlin bei H. Fröhlich 1805.

Bezzenberger, Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen. Göttingen 1877 u. ff.

Brugman (zu S. 59), Nasalis sonans in der indogermanischen Grundsprache, in Curtius' Studien 9, 287 ff.

—— (zu S. 93) in: Sprachwissenschaftliche Abhandlungen, hervorgegangen aus Georg Curtius' grammatischer Gesellschaft zu Leipzig. Leipzig bei Hirzel 1879.

Curtius (zu S. 58), Über die Spaltung des a-Lautes im Griechischen und Lateinischen mit Vergleichung der übrigen europäischen Glieder des indogermanischen Sprachstammes, in den Berichten der Kgl. sächs. Ges. der Wiss. 1864 S. 9—42.

Fick, Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen, sprachgeschichtlich angeordnet von August Fick. Dritte umgearbeitete Auflage, Göttingen 1874.

K. Z. = Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, hrsg. von Theod. Aufrecht und Adalbert Kuhn. Berlin 1852 u. ff.

Kuhn und Schleicher, Beiträge = Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung auf dem Gebiete der arischen, celtischen und slawischen Sprachen, herausg. von A. Kuhn und A. Schleicher. Berlin 1858 u. s. w.

Osthoff (zu S. 59), Zur Frage des Ursprungs der germanischen n-Declination, in Paul und Braune's Beiträgen III, 1 ff.

Paul und Braune, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Halle 1874 u. ff.

Friedrich Schlegel, Über die Sprache und Weisheit der Indier, ein Beitrag zur Begründung der Alterthumskunde. Heidelberg 1808.

Scherer, Zur Geschichte der deutschen Sprache. Berlin 1868. Zweite Auflage, Berlin 1878.

Whitney, Die Sprachwissenschaft = W. D. Whitney's Vorlesungen über die Principien der vergleichenden Sprachforschung für das deutsche Publicum bearbeitet und erweitert von Dr. Julius Jolly. München 1874.

1) Hier werden diejenigen Schriften namhaft gemacht, welche in dem vorliegenden Buche nicht genau genug oder doch nicht an jeder Stelle genau genug citiert werden.

Index.

Adaptationstheorie, die, von A. Ludwig 66 ff.
Adelung 9, 79.
Agglutinationstheorie: So wird die Bopp'sche Erklärung der Flexionsformen genannt 15; Agglutination in den Einzelsprachen 14, 46, 57; Beurtheilung dieser Theorie 61 ff.
Ahrens, durch J. Grimm angeregt 32.
Analogie und Analogiebildungen in neuerer Zeit häufiger angenommen 57, 60; Wesen und Arten dieser Bildungen 107 ff.; stoffliche und formale Analogiebildungen 110. Bedeutung, Einfluss derselben auf Conservierung des Lautes nach G. Curtius 105.
Aoriststamm, dass S desselben 6, 14, 94.
Ascoli 58: sein Urtheil über Corssen 40; über Gutturale 59; seine Wurzeltheorie 82; seine indogermanisch-semitische Ursprache 100; über Suffix anti 97; lettera glottologica 122 Anm.
Aufrecht 37.
Augment 13, 31.

C. F. Becker 62.
Begemann 84.
Benfey 35 f.; sein Urtheil über Bopp 3; über Corssen 39; seine primären Verba 78; seine Suffixtheorie 87 f.; über den Präsensstamm auf nu 93; über Lautwandel 119; Individualisierung und Ausgleichung in der Sprache 120, 128.
Bergaigne 91.
A. F. Bernhardi, seine Ansicht von den Redetheilen 7.
Bezzenberger 36, über Wurzeln 90; über Lautgesetze 115, 125 f.; über den sish-Aorist 95.
Bopp 1 ff.; seine Ansicht über Sprachtrennung 131.
Böhtlingk, Jakutische Grammatik 71.
Böhtlingk und Roth, Sanskritwörterbuch 38.
Bréal 17; 104.
Brugman (Brugmann), Ansichten über Vocalismus, Nasalis sonans 59; über Lautgesetze 60, 125, 128; Analogiebildungen 107 ff.; über Personalendungen zweiter Person 98; Suffix anti nominal 97; über den sish-Aorist 95; Völkertrennung 131 Anm.
Buttmann 34.

Carey 10.
Causativa, Zeichen derselben nach Bopp 14.
Collitz 59.
Conjunctiv, Zeichen desselben 46, 96.
Consonanten s. Lautlehre.
Corssen 34, 39, 55.
Curtius, seine Grundzüge der griechischen Etymologie 39; seine sprachchronologischen Arbeiten 55, 99; seine Stellung zu den Lautgesetzen 38, 102 ff., 116, 118, 128; über Lehnwörter 114; über Wurzeln 77, 80, 81 (gegen Pott's Theorie von der Wurzelzusammensetzung); über Stammbildungssuffixe 86; über die Spaltung des A-Lautes 58; über Sprachtrennung 134.

Determinativa s. Wurzel.
Differenzierungstrieb 108 ff.
Doubletten 105, 128.

H. Ebel 38.
Evolutionstheorie 62.

Fick 47, 71 Anm.; seine Wurzeltheorie 81; über Stammbildungssuffixe 89, 93; über indogermanisches e 59; über Sprachtrennung 138.
Flexion, Begriff derselben bei Schleicher 45, vgl. Agglutination.
Forster 31.
Fulda 9.
Futurum, Zeichen desselben 6, 14.

Germanisch, Stellung desselben nach Jones 1; nach Bopp 133.
Gräcoitalisch 139.
Grammatiker, indische 29.
Grassmann über Präpositionen 79; über die Stellung des Griechischen 134.
Gravitätsgesetz bei Bopp 19 ff.
J. Grimm 31 ff.; über die Ursprünglichkeit des A-Lautes 51; über Wurzeln 78; über Slavisch und Germanisch 133.

Hegel, sein Einfluss auf Schleicher 40 ff.
G. Hermann 7.
W. v. Humboldt 26 ff.

Indogermanisch, Benennung 2, Anm.
Jones 1, 2, 131.

Keltisch, Stellung desselben 1, 38, 133.
Kempelen 119.
Klima, Einfluss desselben auf die Lautbildung 116 ff.
A. Kuhn 37, 47, 86, 93, 98.
E. Kuhn 115.

Lassen 15 Anm., 30, 62.
Lautgesetze, Lautlehre, Laute. Allgemeines: 19 f., 35, 58 f., 102 f.; Einzelnes: A-Vocale (a, e, o) 51, 58 f.; r-Vocal in der Ursprache 59; Nasalis sonans 59; Steigerung 84; zwei K-Reihen 52, 59; r in den Passivendungen des Italischen 138.
Lautverschiebung, Gesetz der, 33; im Mittelfränkischen 127.
Lehnwörter 113 ff.
Lennep 4 Anm.
Leskien über Lautgesetze 60, 113, 128; über Sprachtrennung 137.
Lottner 134.
Ludwig 44, 66 ff., 92.

Merguet 57.
L. Meyer 87.
Miklosich 38, 44.
Mischsprachen 122 Anm.
Misteli 102 ff.
Modi 95 ff.
Mommsen 139 Anm.
M. Müller 4 Anm., 37, 77.

Optativ 6, 12, 56, 95 ff.
Organismus, organisch bei Bopp 17.
Osthoff über Lautgesetze 60; über den r-Vocal in der Ursprache 59; über Analogiebildungen 110 Anm.; über den Einfluss des Klimas auf die Lautveränderungen 117, 128.
d'Ovidio 110.

Paul 110 Anm., 127.
Pott 23, 34 ff.; Symbolische Erklärungsweise 101; über Wurzeln 73; Stellung der Präpositionen 78; über das Suffix anti 97.
Präpositionen 78.
Präsensstämme 13, 92.

Rapp 62.
Rask 33.
Redetheile 7, 77 Anm.
Rosen 37.
Roth 37.

A. H. Sayce 70 Anm., 122.
Scheid 4, 11.
Scherer über Analogie 57; über Wurzeln 78; über Suffixe 86 f.; über den Conjunctiv 96; über das Imperativsuffix tāt 98 Anm.; über Sprachchronologie 99.
Fr. v. Schlegel 1, 3 ff., 131.
A. W. v. Schlegel 27 ff.
Schleicher 19, 26, 48 ff.; über den Vocalismus der Wurzeln 84; über Medialendungen 98; über Sprachtrennung 133.
J. Schmidt über ursprachliche Construktionen 56, 101; über den Optativ 56, 95; über die Guttu-

ralen und das e der Ursprache 59; seine sog. Wellentheorie 135.
Sievers 124.
Slavisch, Stellung desselben nach Bopp 132.
Sonne, seine Ansicht über die Stellung des Griechischen 135.
Schrader 132.
Steinthal 62, 75.
Suffixe. Benfey's Suffixtheorie 87; Scherer über Suffixe 86, 89; Suffixe aus prädicativen Wurzeln 86; Stammbildungssuffixe 14, 85 ff.; Suffix tar 86; Casusendungen 13, 90; des Genitivs 91; Personalendungen 6, 11, 13, 61, 97; anti 97; Medialendungen 46, 98; des Lateinischen 6, 138.
Symbolische Erklärung 14, 35, 101.

Tempusstämme 92.
H. Tooke 4 Anm.
Trautmann 119.
Thurneysen 98 Anm.

Ursprache, indogermanische 1, 48 ff., 52, 56, 99, 132; indogermanisch-semitische 99.

Veda 37.
Verbum substantivum 6 ff., 14, 30, 94.

Wackernagel 111.
Weber 78.
Westergaard 37.
Westphal 63 ff.
Whitney 57, 118, 119.
Wilkins 19.
Wilson 37.
Windisch 86, 138.
Wurzel. Begriff der Wurzel 9, 13, 73 ff.; Classen der Wurzeln 46, 77 ff.; zweisilbige 82 f.; Form der Wurzeln 79; nicht in den Einzelsprachen vorhanden 76; Pott's Zerlegung der Wurzeln 35, 81; Wurzeldeterminative 80. Wurzelverzeichnisse, indische 10, 37.

J. C. Zeuss 38.
Zimmer 88.

LIBRARY
AUG
1982
UNIVERSITY OF TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY